



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 2.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Februar 1885.

Inhalt: Msgr. Maigret und Msgr. Cluzel. — Am Niger. (Fortsetzung.) — Eine Reise in Centralasien. — Nachrichten aus den Missionen: China; Niederländisch-Indien; Vorderindien; Äquatorial-Afrika; Nordamerika; Nordaustralien; Oceanien; Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Msgr. Maigret und Msgr. Cluzel.

Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, wenigstens die hervorragenden Missionsbischöfe, welche um Christi und der Ausbreitung seines Reiches willen, ferne von der Heimat, in fremder Erde ihr Grab fanden, unsern Lesern zu nennen und, so weit es möglich ist, ein kurzes Bild ihrer apostolischen Wirksamkeit zu entwerfen. Leider konnten wir, durch äußere Umstände verhindert, dieser Pflicht in letzter Zeit nicht genügend entsprechen. Wir wollen nun das Versäumnis nachzuholen trachten und beginnen mit der Lebensskizze zweier hochbetagter Oberhirten, Msgr. Maigrets und Msgr. Cluzels. Msgr. Maigret, der greise apostol. Vikar der Sandwich-Inseln, wirkte beinahe ein halbes Jahrhundert als Missionär und 35 Jahre als Bischof im fernen Stillen Ocean, während sein Mitgefährte im Hirtenamte fast ebenso lang in Persien als Missionär und erster apostolischer Delegat für die Sache Gottes litt und stritt.

Ludwig Desideratus Maigret wurde geboren zu Maillé bei Poitiers am 14. September 1804, am Feste Kreuzerhöhung. Die Erziehung, welche er von seinem tugendhaften Vater erhielt, sowie die Anleitung eines ehrwürdigen Priesters, der in den Jahren des Umsturzes den Lorbeer des Bekenntners erworben, entwickelten frühzeitig die guten Keime zur Reise, welche in dem Herzen des Knaben schlummerten. Mit 18 Jahren trat Ludwig entschlossen, sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen, in die Gesellschaft von den heiligsten Herzen. Hier erhielt er seinen Zunamen Desideratus. Nach seiner Priesterweihe war er eine Zeitlang Lehrer der Philosophie am Seminar zu Rouen, erlangte aber am 24. October 1834 die Gewährung einer

Bitte, die er oft und inständig gestellt, nämlich den Missionen auf den Südpazifik-Inseln zugetheilt zu werden. Er arbeitete nun zunächst zwei Jahre auf den unter Frankreich stehenden Gambier-Inseln. Von diesem Arbeitsfeld, wo er großen Trost fand, rief ihn die Stimme des Gehorsams ab; er erhielt Weisung, sich nach den Sandwich zu begeben und dem ersten dortigen Glaubensprediger, P. Vachelot, mit Rath und Hilfe beizuspringen. Derselbe stand nämlich nahe daran, schon ein zweites Mal von den Inseln verbannt zu werden. Wirklich wurde dem ankommenden Missionär nicht gestattet, an's Land zu steigen; vielmehr sah sich derselbe gezwungen, mit P. Vachelot ein eben abfahrendes Schiff zu besteigen und umgehend die Rückreise anzutreten. Auf derselben hatte er schon nach wenigen Tagen den Schmerz, seinen Mitbruder, einen frommen, seeleneifrigen Missionär, in seinen Armen verschiden zu sehen. So führte die Vorsehung zwei Männer zusammen, von denen der eine das Werk fortsetzen und vollenden sollte, das der andere begonnen und mit seinen Mühsalen gesegnet hatte. Im Mai 1840 konnte P. Maigret mit P. Rouhouse und vier andern Mitbrüdern wieder nach dem Archipel zurückkehren. Dießmal wurden sie von treugebliebenen Katholiken mit größter Freude aufgenommen. Dieselben — 300 bis 400 an der Zahl — hatten während der Verfolgung manches empfindliche Opfer bringen müssen; um so mehr freuten sie sich jetzt der Rückkunft ihrer Missionäre. Diese ihrerseits legten ebenfalls rüstig Hand an's Werk und vertheilten sich gleich auf die beiden Hauptinseln, von denen neulich noch ausführlicher die Rede war¹. Da P. Rouhouse

¹ Vergl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1884, S. 91.

1841 die Mission verließ, gelangte deren ganze Leitung in die Hände P. Maigrets. Sein würdevolles und zugleich einnehmendes Auftreten erwarb ihm in Bälde die Achtung und das Vertrauen der Eingebornen. Innerhalb einiger Jahre unterrichtete und taufte er mehrere Tausend Christen, baute in Honolulu eine neue Kirche aus Quadersteinen und rief verschiedene Anstalten zum Nutzen der Mission in's Leben, die dem protestantischen Einfluß das Gleichgewicht halten sollten. 1845 unternahm er eine zweimonatliche Reise, auf der er seine Mitbrüder auf Hawaii besuchte. Die Ankunft neuer Hilfskräfte im Folgejahre ermöglichte es ihm, neue Stationen auf Mavi und Kawai zu gründen und für einen regelmäßigen Besuch auf Molokai zu sorgen. Inzwischen wurde die Mission auf den Sandwich-Inseln vom Heiligen Stuhle zum apostol. Vikariat erhoben und P. Maigret zu dessen erstem apostol. Vikar ernannt. Seine Präconisation zum Bischof von Arathia geschah am 11. August 1846, war also einer der ersten Akte des glorreichen Pontificats Pius' IX. Die Weihe verzögerte sich indeß bis zum 31. October des folgenden Jahres, woran die Schwierigkeiten des Verkehrs Schuld waren, und erfolgte in der Hauptstadt von Chile, zu Santiago. Nach seinem Sprengel zurückgekehrt, trat er sogleich eine Rundreise durch alle Inseln an, um überall das Sacrament der heiligen Firmung zu spenden. Kaum hatte er diese vollendet, so brach auf ganz Oahu eine mörderische Seuche aus und wüthete am heftigsten in der Hauptstadt Honolulu. Tag und Nacht sah man nun den Bischof und seine Missionäre am Lager der Kranken beschäftigt. Dreimal binnen sieben Jahren verheerte diese entsehlige Geißel die Insel und raffte Tausende von Opfern dahin.

Um der Bevölkerung einen hohen Begriff von unserer heiligen Religion zu geben, hielt Msgr. Maigret es für durchaus nöthig, den einzelnen Gemeinden würdige und vor Allem feste Gotteshäuser zu geben. Bei den auf der Insel häufigen Stürmen kam es nämlich nicht selten vor, daß die elenden Strohhütten, die als Kapellen dienen mußten, einfach umgerissen wurden. Mit den Schulhäusern und Priesterwohnungen war es natürlich nicht besser bestellt. Durch sorgfältige Benützung der bescheidenen Hilfsquellen brachte es der Oberhirte allmählich dahin, die alten untauglichen Gebäude zu verdrängen, und jedes Jahr hatte er den Trost, zwei oder drei neue Gotteshäuser einzumweihen und dem Gebrauche zu übergeben. Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für den Bischof war ferner der Jugendunterricht. Allerdings stellte hier der Mangel an guten Lehrkräften und die Willkür protestantischer Schulaufsäher seine Geduld oft auf eine harte Probe; doch gelang es seinem unermüdlichen Eifer, mit der Zeit ein kleines Colleg zu errichten, das befriedigende Resultate erzielte. Etwas später, als die Schwestern von den heiligsten Herzen zur Mithilfe berufen waren, wurde auch ein blühendes Mädchen-Institut gegründet, so daß der katholische Unterricht jetzt nach allen Seiten würdig auf der Insel vertreten war.

Wie leicht zu begreifen, brachte es das Vorwiegen des protestantischen Sektenthums mit sich, daß Msgr. Maigret in seinem Wirken manche bald offene, bald versteckte Anfeindung erfuhr. In der Regel begnügte er sich, solche Angriffe mit einem weisen Schweigen und durch seinen exemplarischen Lebenswandel zu widerlegen. Einige Male indeß hielt er es für angezeigt, zum Nutzen seiner Gläubigen und zur Steuere der Wahrheit schriftlich zu antworten. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo er ein noch fortbestehendes Blatt in's Leben rief,

das er anfänglich selbst redigirte und auch druckte. Die Missionäre, dem Beispiele ihres Oberhirten folgend, entkräfteten in gleicher Weise böswilliges Gerede durch ihre Hingebung, die selbst in protestantischen Kreisen Bewunderung und Anerkennung fand. Wir erinnern nur an das Liebeswerk P. Damian Devensters, des Apostels der Aussätzigen auf der Insel Molokai¹. Msgr. Maigret ermunterte P. Damian in seinem frommen Entschlusse und besuchte selber, nachdem die Absperung etwas weniger streng geworden, jene Armen, um sie in ihren Leiden zu trösten.

Bald wußte man in dem 58 000 Einwohner zählenden Reiche, das ganz in die Reihe der civilisirten Staaten eingetreten ist, eine Constitution und ein doppelsprachiges Parlament besitzt, die ausgezeichneten Dienste zu schätzen, welche der Bischof der Religion wie dem Gemeinwohl überhaupt geleistet hatte. Es wurden ihm verschiedene ehrenvolle Auszeichnungen vom Hofe zu Theil. Am lautesten jedoch sprach die Theilnahme bei seinem Tode. Noch auf seinem Schmerzensbette hatten ihm der König und die Königin einen Besuch gemacht. Am 11. Juni 1882 starb er in dem hohen Alter von 78 Jahren fromm im Herrn. Beim Leichenbegängnisse aber erschienen nicht nur alle Prinzen des königlichen Hauses und die höchsten Staatsbeamten, sondern auch die Vertreter vieler auswärtigen Staaten, welche auf den Sandwich, die auch ihrerseits ihre Botschafter in London, Paris und Washington unterhalten, beglaubigt sind. Rührender war die Trauer des guten Volkes, das in dem Hingeschiedenen seinen Vater und liebevollsten Hirten beklagte. Nicht so bald wird sein Andenken aus dem Gedächtniß der Inselbewohner verschwinden, das bezeugen die Thränen des Dankes und der Liebe, die an seinem Sarge geflossen sind. Aber auch in Steinendenmalen lebt sein Andenken fort, nämlich in den Anstalten, die er in's Leben gerufen. Nicht die letzte derselben ist das Hospital in Honolulu, dessen Abbildung wir diesen Zeilen (S. 28) beilegen, denn durch seinen wohlthätigen Zweck und seine sehr gefällige Bauart gereicht es der Residenzstadt ebenso sehr zur Zierde als zum Nutzen.

Am 12. August des nämlichen Jahres erlitt die Mission in Persien einen herben Verlust. An diesem Tage verschied zu Urmiah der erste apostol. Delegat dieses Reiches, Msgr. Augustin Cluzel, ein Sohn des hl. Vincenz von Paul und Titularerzbischof von Heraklea. Da die Schicksale dieses Mannes auf's Innigste mit denen der persischen Mission verbunden sind, so gibt eine kurze Schilderung seines vierzigjährigen Wirkens dortselbst zugleich ein Bild des allmählichen Wachsthums, dessen sich der Katholicismus in jenem Lande erfreut.

Augustin Cluzel erblickte das Licht der Welt zu Monclar in der Diözese Rodez, am 6. März 1815. Bereits zum Diakon geweiht, trat er im Jahre 1840 in den Lazaristenorden ein und empfing im folgenden Jahre während der heiligen Fastenzeit die Priesterweihe. Da seinem Orden vor Kurzem die Mission in Persien übertragen worden war, so wurde er alsbald als Gefährte einem Vater beigegeben, der seit einem Jahre in jenem Lande sich aufhielt. P. Cluzel begann seine apostolische Thätigkeit zu Tabriz (Tauris), dem Hauptorte der Provinz Aderbeidschan. Hier befaßte er sich zunächst mit dem Unterrichte einiger Knaben, verfiel aber bald, ehe er sich völlig an das dortige Klima gewöhnt hatte, in eine schwere Krankheit, die sein Leben

¹ Vergl. diese Zeitschr., Jahrg. 1873, S. 115; Jahrg. 1874, S. 61 u. 264.

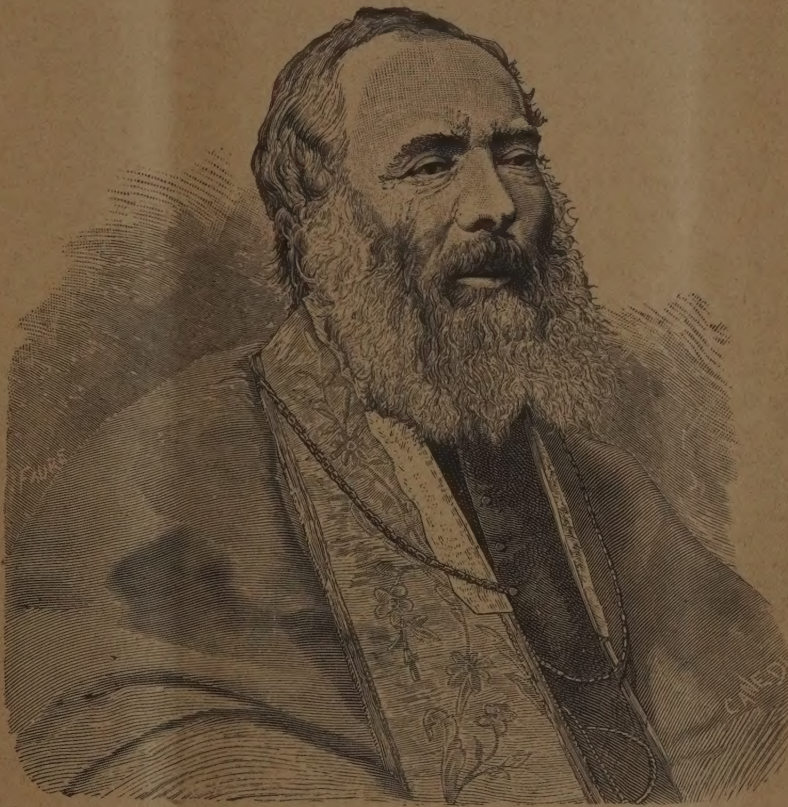
ernstlich bedrohte. Gottes Vorsehung erhielt indeß diesen Mann noch lange zum Heile vieler Seelen. Bald siedelte er nach Isfahan über und übte dort dieselbe Lehrthätigkeit. Mochte dieses Wirken nun auch noch so bescheiden sein, so erregte es dennoch die Eifersucht amerikanischer Sendlinge, die das Land mit den Segnungen des Sektenthums zu beglücken suchten. Diese wußten unter schlauer Benützung ihres Einflusses beim Grafen von Medem, welcher damals russischer Geschäftsträger war, ein Decret von der Regierung zu erwirken, wonach alle katholischen Priester das Land zu verlassen hatten. Zwei von den vier Patres kehrten nach Europa zurück, ein Dritter, P. Darnis, suchte in Mesopotamien eine Zuflucht, bis bessere Zeiten kämen, und nur unserem P. Gluzel gelang es, im Lande selbst ein ruhiges Versteck zu finden. Dasselbe war merkwürdiger Weise gerade in einem Dorfe, das dem ersten königlichen Minister hörig war. Hier benutzte er nun seine gezwungene Abgeschiedenheit zu frommen Übungen, aber auch zu einem eingehenden Studium der im Lande üblichen Sprachen. Auf diese Weise wurde die Verfolgung für ihn Anlaß, sich nur um so besser für seine spätere Wirksamkeit zu befähigen. Er lernte nun zunächst das Chaldäische, sowohl die Sprache der Liturgie, welche heutzutage zu den todtten Sprachen gezählt werden kann, als das gewöhnliche Chaldäische, das auch bei den heiligen Verrichtungen vielfach gebraucht wird. Dazu kam als eigentliche Landessprache natürlich das Persische. Endlich mußte er, da Aberbeidschan, das alte Atropatene, das den Nordwesten Persiens bildet, ganz von Türken bewohnt ist, auch deren Sprache sich aneignen, zumal dieselben vielfach sehr einflußreich sind. Das Arabische erstreckt seine Herrschaft nur bis Diarbekir, wird also in Persien selbst nicht gesprochen.

So mit Sprachkenntnissen ausgerüstet, konnte P. Gluzel, als ein neu angekommener französischer Botschafter, Herr von Sarriges, den Missionären die Rückkehr erwirkte, unverweilt seine Thätigkeit wieder aufnehmen. Die Mission wandte sich jetzt zumeist den nestorianischen Chaldäern zu. Diese Häretiker, etwa 150 000 an der Zahl, bewohnen meistens die wilden Gebirge von Kurdistan (vgl. das Bild S. 29) und stehen

unter einem in Kesch Hanes residirenden Patriarchen, oder wie sie ihn nennen, Katholikos. Ein Drittel von ihnen wohnt in Persien um den Urmiah-See. Früher hatte man es auch wohl versucht, sich den Armeniern, Anhängern der eutychanischen Irrlehre, zu nähern; allein alle Bemühungen waren vergebens. Auch ihre Sprache hatte P. Gluzel im ersten Eifer erlernt; aber beim gänzlichen Mangel an Erfolg bei dieser Nation kümmerte er sich nicht weiter um diese Sprache und vergaß dieselbe.

Erst in neuerer Zeit haben Mechitaristenpatres das Bekehrungswert hier unter ihren Landsleuten wieder aufgenommen, und nicht ohne günstige Aussichten, wie es scheint. Welche Fortschritte hingegen unter den oft recht gutwilligen Chaldäern gemacht wurden, beweist die Thatsache, daß es jetzt nahe an zehntausend Katholiken in Persien gibt, wo Anfangs der vier-

ziger Jahre nur ein halbes Dorf der römischen Kirche angehörte. Gegenwärtig, nachdem eine eigene chaldäische Druckerei die nöthigen Bücher beschafft, wenn auch mit großen Unkosten, nachdem an hundert Schulen im Lande ringsum errichtet worden sind und nachdem die Milde thätigkeit zur Zeit der Noth die Herzen vieler Kurden gewonnen hat, sind die Aussichten der Mission für die Zukunft durchaus tröstlich. All das Gute, das bisher in dieser Mission gewirkt worden ist und in derselben noch gewirkt werden wird, ist zum großen Theile das Werk Msgr. Gluzels, den die Vorsehung der Mission so lange erhielt, bis das



Msgr. Gluzel, apostol. Delegat von Persien.

schwache Pflänzchen sich zum lebenskräftigen jungen Baume entwickelt hatte. Überblicken wir kurz seinen Lebenslauf in dieser Periode, so sehen wir ihn bis 1852 erfolgreich in Khosrowa wirken, einem wenig von Tabris entfernten Ort, von da als Oberer des Hauses in Urmiah, 1858 nach dem Tode von P. Darnis an der Spitze der Mission, und 1862, als Persien von Constantinopel als eigene Ordensprovinz abgezweigt wurde, zu deren Vistator erwählt. 1874 endlich ernannte der Heilige Stuhl, in richtiger Würdigung der Tugenden und Verdienste dieses seeleneifrigen Mannes, ihn zum apostolischen Delegaten für Persien und Titularerzbischof von Heraklea, Thraciens alter Metropole. Auch die persische Staatsregierung ehrte das Wirken Msgr. Gluzels durch wiederholte

Auszeichnungen, so durch den Sonnenorden und nach der Belagerung Urmiah's durch die Kurden, während welcher der Bischof eine außerordentliche Umsicht bewies, durch die Verleihung eines kostbaren Ringes. Da ein Geschenk von Seite des Fürsten, und wäre es auch nur eine Stecknadel, in Persien ein Staatsereigniß ist, mithin diese Ehre der ganzen Mission sehr zu Statten kam, so wollen wir etwas über diese Feierlichkeit erzählen.

Zu Anfang März 1882 erhielt Msgr. Cluzel durch eine telegraphische Depesche aus Teheran Mittheilung von der Auszeichnung, die ihm zu Theil werden sollte. Am Vorabend vom Palmsonntag langte der Überbringer des Ringes in Urmiah an. Der hochwürdigste Herr hätte gern alles Aufsehen vermieden;

allein der Gouverneur der Stadt war anderer Meinung. Auf den folgenden Mittwoch bestellte er alle Notabilitäten der Stadt in das Missionshaus, um der Überreichung des Ringes beizuwohnen. Hier war man zuerst etwas in Verlegenheit wegen eines passenden Empfangsraumes. Die geschickten Schwestern indeß, deren eine das Fest gut beschrieben hat, wußten bald Rath. Das größte Schulzimmer wurde mit rothem Stoffe ausgeschlagen, über welchem weiße Mouffelingewinde in angenehmen Formen niederfielen; frisches Grün, blühende Rosen und vier blühende Lorbeerbäume in den Ecken vervollständigten den Schmuck, der die Gäste in große Bewunderung versetzte. Auf einer Terrasse nebenan stand ein Harmonium, das von einem Chalbäer gespielt wurde; die Kinder sangen, und als der



Das von Msgr. Maigret erbaute Spital von Honolulu. (Nach einer Photographie.)

Abgesandte mit einer Silberplatte erschien, worauf der Ring und zwei Urkunden lagen, trat Msgr. Cluzel vor, und nach Verlesung der Schriftstücke steckte ihm der Bornehmste der Versammelten den Ring an seine Hand. Die Feier erfüllte die guten Katholiken in der ganzen Provinz, die so viel von den Wirren des Krieges gelitten hatten, mit einer gerechten, wohlthuenden Befriedigung. Ubrigens schätzten alle Klassen der Bevölkerung den würdigen Bischof. Am deutlichsten trat dieß bei seinem bald darauf erfolgten Tode zu Tage. Während die katholischen Familien der Stadt Trauer anlegten wie beim Tode eines Königs, bebauerten die Schismatiker offen den Verlust des Mannes, der in ihren Augen Alles zu vermögen schien, und lobten die Türken ungeheuchelt die Vorzüge eines

so heiligen Mannes, wie sie ihn nannten. Unirte wie Nicht-unirte folgten seinem Sarge. Von Seiten der Behörden war die Betheiligung an dem Leichenbegängnisse eine außerordentliche. Der Gouverneur und sämtliche Beamten schlossen sich dem Zuge an, die Offiziere erschienen in ihrer glänzendsten Uniform, die Militärmusik spielte Trauerweisen, und zwei Abtheilungen von Soldaten bildeten ein Ehrengeläute. Bei einer so allgemeinen und ungeheuchelten Theilnahme sah man, wie schon auf dieser Welt die Worte des Heilandes: „Selig die Friedfertigen!“ sich erfüllen. Wenn Msgr. Cluzel das Geheimniß besaß, sich Achtung und Liebe bei Allen zu erwerben, so verdankte er es am meisten seiner Lebenswürdigkeit beim Austrag entstehender Rechtsfragen oder Streitigkeiten. In



Bergansicht aus Kurdistan. (Nach einer Photographie.)

diesen Fällen wußte er die Rechte seiner Mission zu wahren, ohne den Gegner im geringsten zu beleidigen. Jetzt ruht seine sterbliche Hülle in der Todtenkapelle der noch unvollendeten

Kirche zu Urmiah, wo bereits verschiedene seiner Ordensbrüder beigesetzt sind.

Am Niger.

(Reiseflizen des P. Holley, Oberr der Mission von Abokuta. — Fortsetzung.)

2. Flußfahrt.

Onitscha (Onitsha) liegt einige Meter über dem Wasserspiegel des Niger und zählt mehrere bedeutende französische Faktoreien. Hier trafen wir unsern Königssohn von Sierra Leone, dessen Bekanntschaft wir auf dem „Boanda“ gemacht hatten. Er lud uns in seine Wohnung ein, und wir wohnten einem Feste bei. Eine Schaar Frauen und Mädchen führten zu Ehren unseres Gastgebers einen einfachen Tanz auf, während die Männer, getrennt von ihnen, rauchten, tranken und sich unterhielten. Der Herr ließ sogar uns zu Ehren einen Kanonenschuß abfeuern und nöthigte uns beim Abschiede als königliches Geschenk ein prächtiges Schaf auf.

In der Frühe des nächsten Morgens stiegen wir an's Land, um uns die „Stadt“ anzusehen. Es ist aber nicht leicht, sich eine richtige Vorstellung von ihr zu machen. Man müßte eine Woche oder noch länger bleiben können. Jedes größere Haus, jeder Stadtheil liegt in Mais- und Bananenpflanzungen verborgen. Der ganze bedeutende Ort ist eine weite, hochgelegene, mit zahlreichen Bauerngehöften besäte Ebene, die in dem üppigen Wachsthum wie begraben liegen. Man hält die Eingebornen — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt — für sehr gewalthätige und blutdürstige Menschen und erzählt von ihnen schauerhafte Beispiele von Menschenfresserei, und nach ihrem rohen, thierischen Aussehen zu urtheilen, ist man nur zu geneigt, solchen Berichten Glauben zu schenken.

Man bot uns Grund und Boden für eine Missionsstation an. Unser Freund von Sierra Leone versprach uns Schutz und Hilfe, und es läßt sich nicht läugnen, daß er in Onitscha ein einflußreicher Mann ist. Er erzählte uns auch von den wenig erbaulichen Knissen, deren sich die protestantischen Sendboten bedienen, um Helfershelfer zu werben, und was für welche! — Für den Augenblick konnten wir nicht auf diese Wünsche eingehen. Übrigens könnte man nur mit großen Schwierigkeiten hier das Netz auswerfen, wiewohl Erfolg schon wegen der Hilfe der französischen Faktoreien zu hoffen wäre.

Am Abend besuchten wir das Dorf Alan, welches mit seiner schönen Faktorei von hohen Bäumen beschattet wird, und gingen dann bei Hiseku vor Anker, einem ziemlich bedeutenden Orte, dessen Hütten in riesigem Graswuchse versteckt liegen. In der Ferne tauchte eine Hügelkette auf, welche wir um Mittag des folgenden Tages erreichten. Hin und wieder unterbrachen Bergspitzen von verschiedener Höhe die einförmige Landschaft, welche wir fünf Tage lang durchkreisten. Stellenweise laufen die Höhenzüge dem Strome parallel und treten näher heran; von ihnen zweigen sich höhere Bergketten ab, welche sich von Nordwest nach Südost ziehen. Es ist das Kong-Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Niger und den zahlreichen Flüssen bildet, die sich an der Elavenz, Gold- und Eisenbeinküste in den Ocean stürzen. Das Gebirge senkt sich gegen Süden, setzt aber auch jenseits des Niger seine Kette fort und hat bei Alt-Galabar seine letzten Ausläufer. Der Strom hat sich quer

durch diese Berge sein Bett gesprengt und braust in einer engen, tiefen Schlucht auch zur Zeit der Dürre an den steilen Ufern vorüber. Der Anblick dieser Berge, deren Fuß von üppigem Pflanzenwuchse umkränzt ist, bietet unserm Auge ein erwünschtes Schauspiel. Auf den Höhen stehen nur wenige Bäume; aber hin und wieder ein Busch täuscht den Blick über diese Kahlsheit und bringt eine malerische Wirkung hervor. Am Fuße der Berge breitet sich eine von niedern Hügeln durchzogene Ebene mit volkreichen Dörfern aus, die sich manchmal hinter einer Bodenwelle halb verstecken; ihre runden, mit zuckerkuchenförmigem Dache bedeckten Hütten geben ihnen das Ansehen eines Zelllagers. Im Ganzen ist die Landschaft doch etwas zu kahl; selten ein schöner Baum, selbst die Büsche oft verkrüppelt, dazwischen dunkle Felspartieen, entblößte Höhen, spitze Bergzacken und steile Felswände: das sind die Hauptzüge des ernsten Bildes. An mehr als einer Stelle hat sich der Niger durch diese Felsen einen Weg gebahnt, der aussieht, als ob er von Menschenhand gemeißelt wäre. Diese Engpässe machen den Flußlauf reizend und die Schifffahrt gefährlich. Obgleich bei der gegenwärtigen heißen Jahreszeit der Wasserstand bedeutend gefallen ist, so ist die Strömung doch immer noch sehr reizend. Wehe dem unkundigen Schiffer, der sich in diesen Strudel hineinwagte! Sein Kahn würde bald an einer Klippe scheitern oder auf einer Sandbank festhängen. Aber hier ist jedermann ein geborener Schiffer, und das ist nicht zu verwundern, wenn man weiß, wie die Negerinnen ihre Kinder erziehen. Noch ist der Säugling kaum drei Tage alt, und schon trägt ihn die Mutter in den Strom, taucht ihn bis an den Hals unter, legt ihn auf den Rücken und läßt ihn einigemal Flußwasser schlucken. Dank dieser rauen Erziehung werden alle Uferbewohner des Niger frühzeitig gewandte Schwimmer und Ruderer, und später, wenn die Gelegenheit sich bietet, kühne Flußpiraten. Die Weiber und jungen Mädchen stehen den Männern dabei in nichts nach. So oft uns eine Pirogue begegnet, die ein junges Mädchen an Bord hat, so führt immer dieses das Steuerruder; überhaupt überlassen die Männer den Weibern sehr gerne die Mähe des Ruderns. Dafür dürfen die Weiber sich manches herausnehmen, was wir den Frauen nicht erlauben, so z. B. rauchen sie wie die Türken. Ihnen fällt aber auch die beschwerlichste Arbeit beim Felzbau, der nicht minder anstrengende Transport des Palmöls und der Pflanzenbutter, das Stromaufwärtsrudern zur Last, und diese harte Arbeit hat sie zu halben Mannsleuten gemacht und jede Weiblichkeit in ihnen erstickt. Statt der schönen Gewebe, mit denen sich die reichen Frauen von Lagos und Abokuta bekleiden, bedecken sie sich mit einigen schmutzigen und schlecht zusammenge nähten Fetzen. Doch haben hochgestellte Damen auch hier am Niger ihren Schmuck. An verschiedenen Orten trafen wir vornehme Negerinnen, welche man zur Kettenstrafe verurtheilt nennen könnte. Sie tragen an den Füßen glänzende Ringe von Eisenbein, jeder dieser Ringe hat ein Gewicht von 6—7 Pfund. Nur mühsam können sie gehen, die Beine sind angeschwollen, die

Knöchel wundgerieben und schmerzen bei jedem Schritte; aber trotzdem trennen sie sich nicht von diesem lästigen Gewichte und prunken mit diesem Staate.

Am 28. October erreichten wir das große Dorf Igbebe, welches am linken Ufer des Niger steht. Die französische Faktorei daselbst hat eine prächtige Lage auf der Höhe eines Felsens, welcher den Strom beherrscht. Wir trafen daselbst freundliche Leute und, Gott sei Dank, fangen wir an, ihre Sprache zu verstehen. Das sind nicht mehr die Barbaren von der Nigermündung mit ihren rohen und gemeinen Gesichtszügen.

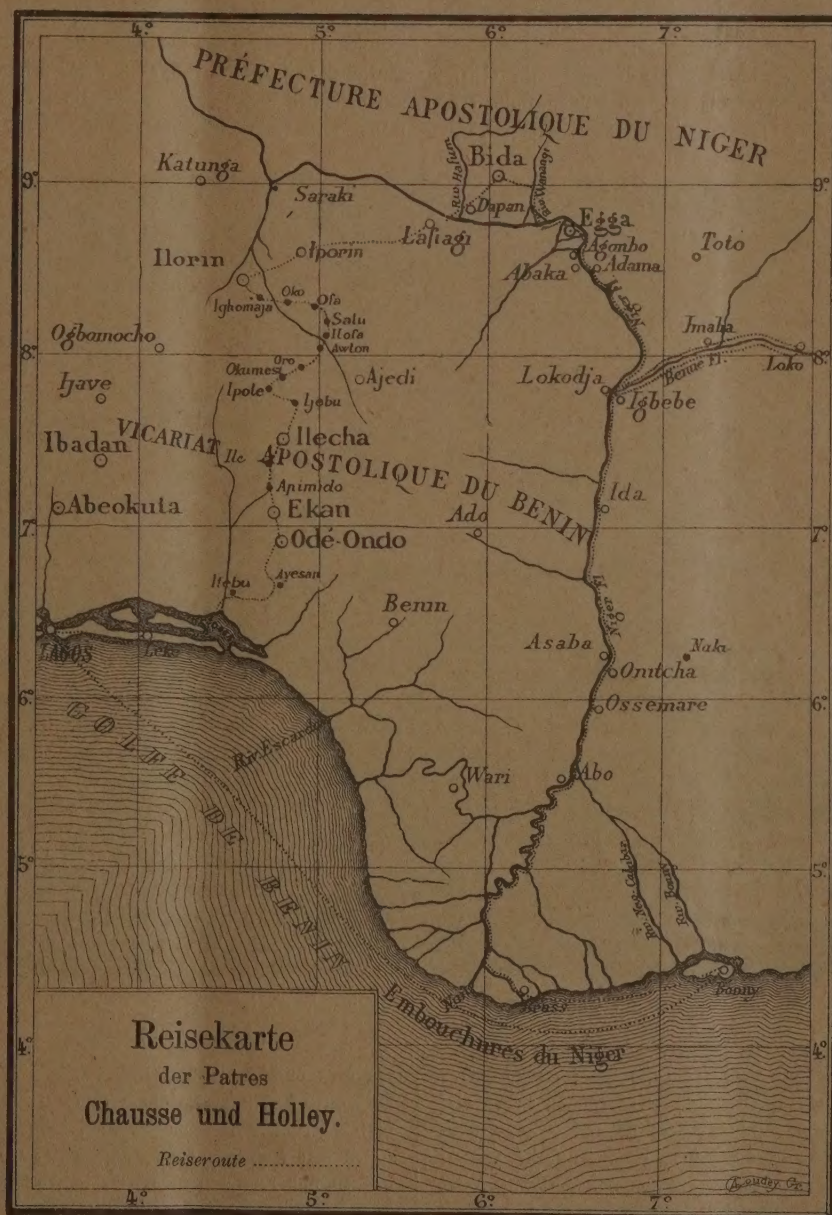
Ab und zu erblickten wir auch einige Muhammedaner, doch sind sie glücklicherweise noch nicht zahlreich. Auch hier sind die Hütten rund, die Gassen kaum einen Schritt breit, und wenn Feuer ausbricht, ist an kein Löschchen zu denken.

In dunkler Nacht erst trafen wir in Lakobja ein, einem durch seine Lage bedeutenden Dorfe am Zusammenflusse des Binus mit dem Niger (s. das Bild S. 23). Der Ort liegt auf dem nordöstlichen Hange eines Hügel und ist von einem reichen Pflanzenwuchse umringt. Datteln, Palmen, Drangen- und Feigenbäume gibt es viele und sonst noch eine Menge Obstbäume voll saftiger Früchte. Weinreben wachsen wild und würden unter der Pflege geschickter Winzer wahrscheinlich köstliche Trauben reifen. Lakobja hat eine ebenso malerische als vortheilhafte Lage; es ist der Mittelpunkt des Nigerhandels, ein Stapelplatz für Waaren sowohl als Kohlen und Holz zur Heizung der Dampfer; es

bietet einen freundlichen und belebten Anblick. Da aber die Mehrzahl der Einwohner Muhammedaner sind, so hätte eine Missionsstation daselbst wenig Aussicht auf Erfolg. Die Leute haben sich nur der Faktoreien wegen angesiedelt; der Missionär mühte sich auf der andern Seite des Flusses in dem starkbevölkerten heidnischen Dorfe niederlassen. Die Einwohner lieben den Handel und betreiben die Ausfuhr von Palmöl und Eisenblein. Auch verstehen sie die Weberei, arbeiten aber mit ganz plumpen und unvollkommenen Webstühlen, und schmieden das Eisen. Ferner wird Schafzucht und Geflügelzucht im Lande betrieben.

Wir verließen Lakobja am Abend des 29. October, um weiter nach Osten vorzubringen, und schifften den Binus aufwärts. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit war der Wasserstand noch ziemlich hoch und die Strömung reißend. Die Ufer sind im Allgemeinen ziemlich niedrig; in der Ferne sieht man Höhenzüge, von denen das Auge aber nur die Umrisse erkennt. Das Land ist ziemlich waldig; doch ist die Palme selten; erst in der Nähe von Loko tritt sie häufiger auf. Je mehr wir voranbringen, desto zahlreicher werden die Sandbänke und die mit hohem Graswuchse bestandenen Inseln, welche zahllosen Vögeln zur Wohnung dienen. Bei unserm Nahen flogen Schwäne, Enten und Pelikane auf, welche sich auf den Wellen des Stromes tummelten.

Am Nachmittage des 1. November erreichten wir Loko, welches etwa 100 km von Lakobja auf dem rechten Ufer des



Binus liegt. Die ganze Einwohnerschaft strömte am Ufer zusammen; denn seit Monatsfrist war kein so reich beladenes Schiff in diesem Hauptmarkte für den Elfenbeinhandel mehr eingetroffen. So drängten sich die Leute förmlich herbei, um die zahlreichen und schweren Zeug-Ballen, welche als Tausch-geld dienen, in die Faktorei zu schaffen. Man mühte mehr als schmeicheln, wenn man sagen wollte, die Einwohner hätten ein gewinnendes Äußeres. Die Leute starren vor Schmutz und sind trotz ihrer vielfachen Waschungen — sie sind der Mehrzahl nach Muhammedaner — wahre Musterbilder von Schmier-finken. Ihre Kleider duften nach einer Art Moschus, und dieser Duft zusammen mit der ganz eigenartigen Ausdünstung der Neger gibt einen Geruch, den europäische Nasen kaum erträg-

lich finden. Die arabischen Kapuzen-Gewänder dieser treuen Söhne des Propheten werden höchst selten gewechselt, wie man auf den ersten Blick an den zahlreichen Rissen und Flecken sieht. Mit langen Stöcken, einer Art Schäferstäben, schritten die Greise ernst auf uns zu, grüßten uns im Namen Allahs und schmückten ihre Litanei von Begrüßungsformeln mit manchem Lobspruche des Propheten.

Die Stadt Loko mag 5—6000 Einwohner zählen; sie gehört zum Königreiche Adamawa oder Massabar, ist aber nicht die Hauptstadt. Der König dieses Landes ist ein Vasall des Sultans von Sokoto; augenblicklich befand er sich in Loko, um Rekruten auszuheben. Er ist ein junger Mann mit einem kalten, aber klugen Gesichtsausdruck; man rühmt ihm prompte



Die Bai von Dnitsha. (Nach einer Photographie.)

Bestrafung des Diebstahls nach. Diebstahl mit erschwerenden Umständen wird, wie in Abeoluta, mit dem Tode bestraft; für einfachen Diebstahl büßt der Schuldige das erste Mal mit dem Verluste der rechten Hand, beim Rückfalle verliert er auch die Linke, und wenn er nochmals ertappt wird, den Kopf.

Auf unserm Gange durch die Stadt trafen wir ziemlich geräumige Plätze. Dort saßen viele muhammedanische Müßig-gänger auf ihren Schaffellen und drehten ohne Ende die Betschnüre zwischen ihren Fingern. Die französische Faktorei ist meines Erachtens der bedeutendste Bau in Loko. Über der Thüre ragt ein großes Kreuz. Beim Markte erblickten wir auf einem Pfahl den noch blutenden Kopf eines Bandenführers,

den der König enthaupten ließ, nachdem er ihn zuvor gefangen nach allen Orten hatte führen lassen, wo derselbe seine Heldenthaten verübte. Als wir den Kopf des berühmten oder berühmten Führers anschauten, trat der Henker des Königs auf uns zu und redete uns an. Er ist ein schöner, schlanker Neger und hat durchaus nichts Grausames oder Wildes in seinem Wesen, ohne das man sich sonst einen afrikanischen Henker nicht leicht vorstellt. Er lachte sogar, bat uns dann aber, wie alle seine Landsleute, um eine Gabe, indem er versprach, er wolle gelegentlich mit Erlaubniß des Königs die Diebe unserer Nachbarschaft hinrichten.

Der Elfenbeinhandel wird hier in großem Maßstabe betrieben; ich sah einen Haufen von Stoßzähnen, welche 16 bis

18 cm dick waren. Spalmen gibt es hier keine; dafür wird mit Sesam gehandelt, aus dem ebenfalls Öl gewonnen wird.

Am 2. November Mittags gingen wir wieder an Bord und erreichten Lakodja, dank der starken Strömung, schon am nächsten Tage.
(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise in Centralasien¹.

(Mitgetheilt von P. Constantin de Defens aus dem belgischen Missionsseminar Scheutvelde.)

Am 31. August (1883) verrichteten wir in der bischöflichen Kirche von Kiangtschu das Reisegebet des römischen Breviers und schwangen uns dann in den Sattel. Außer meinen beiden Mitbrüdern Janssen und Steeneman, welche die künftigen Gefährten meiner Arbeit im Gebiete von Ky sein sollten, waren

gegenwärtig P. van Damme, der eine 20tägige Reise nicht gescheut hatte, um Abschied von uns zu nehmen, ferner P. Vambeke, der Pfarrer von Kiangtschu, die beiden neuangekommenen Missionäre de Peuter und de Meester, und endlich unser würdiger Bischof, Msgr. Hamer, welcher uns bis Kan-tschu be-



Das Dorf Lakodja am Niger. (Nach einer Photographie.)

gleiten wollte, um daselbst am 8. September die neue Kirche feierlich einzuweihen.

Nach einem Ritte von 25 Li (1 Li = 445 m, 10 Li eine Stunde) erreichten wir Hsi-hsiang, woselbst P. Gueluy ein Seminar leitet und eine Pfarrei verwaltet. Nachdem wir seine Gastfreundschaft genossen hatten, setzten wir die Reise fort und

¹ Schon in der Augustnummer des letzten Jahres (S. 172) haben wir in kurzen Umrissen von der neuen Niederlassung der belgischen Missionäre in Kulbscha an der chinesisch-russischen Grenze gesprochen. Es ist aber wohl der Mühe werth, die ungeheure Reise von Kiangtschu in der chinesischen Provinz Kansu quer durch die Steppen der Mongolei nach dem noch in jüngster Zeit zwischen China und Rußland strittigen Gebiete des Jyflusses aus den Auf-

übernachteten am ersten Abende in Yao-tung. Am folgenden Morgen waren wir mit dem ersten Frühlichte auf den Beinen und sagten den lieben Mitbrüdern de Peuter, de Meester und van Damme Lebewohl. Ich gestehe, es fiel mir recht schwer, mich von dem Leptern zu trennen, denn er war während vieler Jahre der Genosse meiner Studien und dann der treue Gefährte meiner Reisen zu Land und Meer, von Scheutvelde bis nach

zeichnungen P. de Defens näher kennen zu lernen. Dieselbe muß schon ihrer Größe wegen zu den bedeutendsten Missionsreisen der neueren Zeit gerechnet werden; mißt doch der Weg von Kiangtschu nach Kulbscha zwischen 900 und 1000 Stunden! Dazu kommt, daß das Gebiet, welches die mutigen Missionäre durchzogen, von europäischen Reisenden noch kaum bereist oder beschrieben wurde.

Sy-wan-tse und von Sy-wan-tse bis nach Kansu. Aber der Wille Gottes geschehe in Allem! So waren wir denn unterwegs nach Schui-tschuan-tse, wo wir die nächste Nacht zubringen wollten. Am Nachmittage holte uns eine Schaar Soldaten ein, welche von den chinesischen Behörden den Auftrag hatte, uns gegen jeden Angriff zu beschützen; von Station zu Station sollte sich diese Schutzwache ablösen. Am folgenden Morgen verließen wir die Hauptstraße nach Kan-tschu und nahmen unsern Weg über Kan-tschuan-tse, eine kleine Christengemeinde, welche von P. van Oskade verwaltet wird. Dieser liebe Mitbruder kam dem hochw. Bischof an der Spitze einer Schaar festlich gekleideter Reiter 20 Li weit entgegen. Man hatte nichts vergessen, um den hochwürdigsten Herrn mit allen Ehren zu empfangen, auch nicht den großen Schirm aus rother Seide, ein Abzeichen, das sonst nur beim Aufzuge der angesehensten Mandarine entfaltet wird. 40 Li weiter erreichten wir Hsu-tschia-tschuan, ein Dorf, in welchem früher P. Steeneman während drei Jahren das Evangelium verkündet hatte und wo wir bis zum 5. September verweilten. Es war eine ergreifende Scene, als wir das arme Dorf verließen; Männer, Frauen und Kinder vergossen heiße Thränen und erfüllten die Luft mit Wehklagen, weil sie ihren geliebten Vater auf dem Wege nach Hly sahen, von wo er aller Wahrscheinlichkeit nach niemals mehr zu ihnen zurückkehren würde.

Wir stehen 2 Stunden vor Kan-tschu. Die Vorhut der Ehrenwache, welche den Bischof 8 Li vor der Stadt erwartet, stößt zu uns. Wahrhaft eine großartige Kundgebung! Ringsum Fahnen, Schilde, Flaggen, glänzende Kostüme in leuchtenden Farben, Reiter, Wagen, ja sogar eine ganz neue Ehrenkanzei, welche die Christen für den feierlichen Einzug des Bischofs machen ließen. Einem Viceröy zeigt man keine größere Ehre beim Einzuge in die Hauptstadt seiner Provinz. (Siehe die Abbildung S. 37.) Um 2 Uhr Nachmittags zogen wir beim Klange der Musik und unter Freudenschüssen von Kanonen und Böllern in die Wohnung des P. Kissels ein. Am 8. September wurde die Einweihung der Kirche mit aller Feierlichkeit vorgenommen. Nach dem Pontifikalamte gaben die Christen der Stadt dem Bischof und seinen Priestern ein echt chinesisches Festmahl.

Die beiden Tage unseres Aufenthaltes in Kan-tschu waren der nächsten Zuruückkunft für unsere Reise gewidmet. Früh Morgens am 10. September erwarteten uns drei mit unserm Gepäck, unsern Lebensmitteln und Betten beladene Wagen im Hofe. Noch einmal stellten wir am Fuße des Altares um Gottes Schutz, erbaten von unserm Bischof den letzten Segen, warfen uns in die Arme unserer Mitbrüder Kissels und van Oskade und bestiegen dann rasch unsere Wagen, um die Nahrung zu verbergen, welche uns ergriff. Wir folgten dem Thale des Ho-ho, der seine Quellen in dem Kan-schin oder Süd-Gebirge hat und der dieses Land befruchtet, wie der Nil Aegypten. Da seine Wasser auch während der heißen Jahreszeit in dem ewigen Schnee der Kanschinberge unverstiegliche Quellen haben, so gewähren sie der Bevölkerung das Mittel zu einem ausgedehnten Bewässerungssysteme, in Folge dessen das Land eine staunenswerthe Fruchtbarkeit entfaltet. Wir bewunderten auf unserer Fahrt die Felder, auf welchen eine reiche, wogende Ernte stand, und die Bäume, welche sich unter der Last der Früchte bogen. Vier Stunden vor der Ankunft in Hao-thai fuhren wir längs des Ufers eines Sees hin, der mit einer Unzahl von Wasservögeln von allen Farben und Formen bedeckt war. Im Ru-

hatten wir einige Prachtsstücke erlegt. Hao-thai, wo wir am 13. eintrafen, ist die Perle von Kansu. P. Janssen, der seit 11 Jahren in China weilt, gesteht, daß er nirgends eine so anmuthige und fruchtbare Gegend fand. Wir wanderten ohne Übertreibung 8 Stunden lang durch Gärten und Obstgehege; ringsum begegnet der Blick Apfelbäumen, Birnbäumen, Maulbeerbäumen, Nußbäumen, oder weiten Feldern, auf denen Getreide, Hirse, Sorgho, Buchweizen, Hafer, Bohnen, Baumwolle, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Zwiebeln, Melonen, wie man es nur wünschen kann, üppig wachsen. Hier und dort stehen, dank den Wasseradern, welche der Fluß abzweigt, weite Wiesenflächen unter Wasser und dienen einem ganzen Heere von Enten, Kranichen, Bläßhähnern und Sumpfschnepfen zum Tummelplatze. In wenigen Minuten hatten wir Überfluß an Wildpret, was unserm chinesischen Koch erlaubte, uns am Abende eine sonderbare, mit Gemüsen vermengte Enten- und Schnepfensuppe vorzusetzen, deren bloßer Duft schon einen Sterbenden mit neuem Leben erfüllt hätte. Nach dem gemeinschaftlichen Abendgebete machten wir, jeder in seinem Karren, das Bett zurecht und genossen des süßesten Schlummers.

Am 15. September erreichten wir gegen Abend Ling-shui-yi. Da der nächste Morgen ein Sonntag war, schlugen wir sofort einen provisorischen Altar auf und bereiteten Alles zur Feier der heiligen Messe vor; auch sandten wir einen Boten an unsern Landsmann Paul Splingaert nach Su-tschu, daß wir am Morgen erreichen wollten. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir plötzlich auf gut Klämsisch rufen hörten: „Auf, ihr Siebenschläfer, auf!“ Es war Paul, und wir sprangen von unsern Wagen, um ihn herzlich zu bewillkommen. Aber Sie werden fragen: wer ist denn dieser Paul Splingaert? Ich will Ihnen kurz seine Geschichte erzählen; es ist ein ganzer Roman. Als sich im Jahre 1865 unsere ersten Missionäre in der Mongolei niederließen, war ihnen Paul, ein junger Belgier voll Muth, Eifer und erprobter Treue, dahin gefolgt. Er leistete der Mission manche vortreffliche Dienste. Zu Sy-wan-tse errichtete er eine kleine Brauerei, und es geschah, ich weiß nicht wie, daß der preussische Geschäftsträger in Peking eines Tages von dem Bier trank, welches Paul gebraut hatte und daselbe ausgezeichnet fand. Welch eine Entdeckung! Man ruhte und rastete nicht mehr auf der deutschen Gesandtschaft; glänzende Anerbietungen wurden Paul gemacht, und so gründete er bei der deutschen Gesandtschaft in Peking eine Brauerei und machte glänzende Geschäfte. Später kam der berühmte Geologe Freiherr von Richthofen auf seiner Forschungsreise durch den äußersten Osten nach China. Ein dringendes Empfehlungsschreiben machte es dem deutschen Gesandten in Peking zur Pflicht, Herrn von Richthofen einen Dolmetsch zu finden, welcher die nöthigen Eigenschaften besitze, um den gelehrten Forscher auf seinen Reisen zu begleiten. Splingaert redet chinesisch wie seine Muttersprache, und so fiel die Wahl auf ihn. Er begleitete den berühmten Geologen in alle Provinzen Chinas und Japans, und als Herr von Richthofen, nach Europa heimgekehrt, sein großes Werk veröffentlichte, setzte er ihm in den folgenden Worten ein Denkmal seiner dankbaren Anerkennung: „Ganz besonders aber muß ich an dieser Stelle meines steten Reisebegleiters, des Belgiers Paul Splingaert, gedenken, dessen Dienste als Dolmetscher und Diener ich bald nach meiner Ankunft in China für mich zu gewinnen das Glück hatte. Seiner Fertigkeit in der chinesischen Umgangssprache, seinem stets richtigen Takt, seiner Fähigkeit, die Herzen der Eingebornen

zu gewinnen, seiner unvergleichlichen Treue und Gewissenhaftigkeit, ebenso wie seinem Muth und seiner Entschlossenheit, verdanke ich zum großen Theil, daß es mir vergönnt war, Reisen durch fast alle Provinzen von China auszuführen und dieses Land in größerem Umfange kennen zu lernen, als es bisher irgend einem Europäer, von dem wir Kunde haben, möglich gewesen ist.¹

Der berühmte deutsche Gelehrte belohnte die Dienste des jungen Belgiers großmüthig. Der Letztere schlug nun seinen Wohnsitz in Naljan, an der Grenze der Mongolei, auf und betrieb mit wechselndem Glücke den Wollhandel. Inzwischen verheirathete er sich mit einer jungen christlichen Mongolin. Als dann die Provinz Kuldscha von Rußland wieder an China abgetreten wurde und die chinesische Regierung in der wichtigen Stadt Su-tschu ein Zollamt errichten wollte, erhob Prinz Ly-hung-schang, der Gouverneur von Petchely, unsern Paul, dessen Fähigkeiten er gelegentlich seines Aufenthaltes in Peking kennen gelernt hatte, zum Mandarin zweiter Klasse und trug ihm den Posten eines Vorstehers des Zollamtes in Su-tschu mit einem monatlichen Gehalte von 200 Taëls (1280 Mark) an.

So kam Paul, der von unserer Reise vernommen hatte, mit Reitpferden zu unsern Wagen, um uns nach seinem „Na-men“ oder Mandarin-Palast zu führen. Derselbe ist eine größere Wohnung, als unser Seminar in Scheutweld zusammt dem Garten. Es herrscht in demselben eine Ordnung und Reinlichkeit, wie man sie in keinem chinesischen Hause findet. Natürlich wurden wir wie Brüder aufgenommen. Wir verweilten acht Tage unter diesem gastlichen Dache, während

welcher Zeit die nothwendigen Kleider für unsere lange Reise zurechtgemacht wurden. Paul ist Vater von sieben Kindern, deren Jüge weder chinesisch noch europäisch sind; es sind allerliebste Engelsen mit braunen Augen und kastanienfarbigem Haare. Paul unterrichtet sie selbst in den Anfangsgründen und denkt sie später in das Colleg von Schanghai zu schicken. Obwohl er Mandarin ist, übt er ganz offen und ungeschämt die katholische Religion; er hat sich in seinem Palaste eine schöne und geräumige Kapelle bauen lassen, in welcher sich die Christen der Stadt und der Umgebung jeden Sonntag versammeln und gemeinschaftlich ihr Gebet verrichten. Msgr. Hamer wird wohl nächstens einen eigenen Missionspriester auf diesen Posten senden. Herr Splingaert übt auch etwas die Arzneikunde; er theilt ganz umsonst europäische Arzneimittel aus, und so hatte er schon wiederholt den Trost, Kindern im Augenblicke des Todes die heilige Taufe spenden zu können. Die übrigen Mandarine und der Gouverneur selbst schätzen ihn seiner Geradheit und Rechtlichkeit wegen ungemein hoch. Der Waarenverkehr in Su-tschu ist ungeheuer, und das Drängen und Treiben in den Straßen ist ebenso groß wie am Hafen von Antwerpen. Von allen Seiten kommen endlose Wagenreihen und Kameelkarawanen, deren Ladung das Zollamt passieren muß. Die Stadt ist ziemlich gut befestigt, hat eine starke Besatzung und auf ihren Wällen erblickt man staunend eine bedeutende Zahl Krupp'scher Kanonen, welche vor 6 Jahren dem General So-Kiang-Po geliefert wurden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostolisches Vikariat Nord-Fukian. In diesem Vikariate, welches, wie das angrenzende Süd-Fukian, von spanischen Dominikanern verwaltet wird, liegt der von den Franzosen bombardirte Kriegshafen von Futschen. Es ist begreiflich, daß die dortige Mission von dem Schlage, den Frankreich gegen China führte, hart betroffen werden mußte. Der Bischof eines Missionärs aus dieser Stadt, den uns der in Hongkong wohnende Procurator der Mission unter dem 12. September 1884 übersandte, schildert die Lage also:

„Allem Anscheine nach waren die Chinesen, obgleich sie sich zum Kriege vorbereiteten, der Meinung, Frankreich werde weder seine Drohungen auszuführen, noch die chinesische Flotte zu zerstören wagen. Dieser Schlag hat sie vollständig außer Fassung gebracht; sie waren starr vor Schrecken, als sie ihre herrlichen Kriegsschiffe in so kurzer Zeit in den Grund gebrocht sahen. Chinesische Briefe geben die Zahl ihrer Todten auf 3000 an. Der Fluß hat zahlreiche Leichen ausgeworfen; sie bleiben dem chinesischen Schlandrian entsprechend unbestattet am Ufer liegen und verpesteten die Luft. Von der kleinen Zahl unserer Christen, welche auf der chinesischen Flotte den Kampf mitmachten, haben 11 durch französische Kugeln den Tod gefunden, darunter der arme Tschun-ming, unser früherer Diener im Arfenal. Was soll ich nun von den schrecklichen Tagen des 23. und 24. August erzählen? Sobald die Franzosen fort waren, entlud sich der Grimm der erbitterten Chinesen gegen die Christen. Aufrufe

wurden sofort angeschlagen, welche die Christen beschuldigten, sie hätten den Franzosen die Angelegenheiten China's verrathen, und welche zur Einäscherung der Kirchen und Missionshäuser in Futschen und ganz Fukian aufforderten. Dieser Aufforderung wäre in So-Sun beinahe Folge gegeben worden; die dortige Kirche schwebte in der größten Gefahr. Wenn sich die Aufregung nach dieser Seite noch weiter fortpflanzte, wird sie bald unsere blühenden Gemeinden von Fogan erreichen, und die dortigen Bergbewohner brauchen wahrlich nicht erst zu Gewaltthaten aufgereizt zu werden; sie erwarten so schon nur eine günstige Gelegenheit, um unsere Kirchen in Brand zu stecken. In Futschen selbst sind die Christen zerstreut und befinden sich im größten Elende. Die Lage ist so gefährlich, daß die Ordensschwestern die Anstalt des Vereins der heiligen Kindheit, nachdem sie die kleinen Kinder zur Noth untergebracht hatten, verlassen und nach der europäischen Concession (Ort, wo sich Europäer niederlassen dürfen) flüchten mußten. Und selbst da sind weder die Priester noch die Nonnen in Sicherheit; das Volk schreit, es wolle sich an den Franzosen rächen, indem es die Missionäre und Schwestern tödte, welche die Religion Frankreichs predigten. Dieser Grund genügt dem Grimme des Volkes; man weiß wohl, daß wir keine Franzosen sind; aber wir sind Katholiken und stehen unter dem Schutze Frankreichs — Grund genug, die Niederlage an diesen hilflosen Menschen zu rächen! Zur Stunde ist das Schlimmste zu befürchten. Möge Gott unsere Befürchtungen zerstreuen und unserer theuern Mission bald den Frieden wieder geben!“

¹ Freiherr v. Richthofen, China I., Vorwort. S. XII.

Das apostolische Vikariat Tschekiang, welches von französischen Lazaristen besorgt wird, grenzt an die Provinz Fukien, die wir soeben verlassen haben. Wie schon in der letzten Nummer berichtet, mußten die französischen Missionäre die Hauptstadt Ningpo acht Tage nach den Ereignissen von Futschu verlassen und in der europäischen Concession zu Kangpo eine Zufluchtsstätte suchen. Dasselbst befinden sich die Missionäre und namentlich die Schwestern in recht bebrängter Lage. Die Letztern mußten die chinesischen Kranken verabschieden, um nur die Waisenkinder behalten zu können. Ein Engländer, der das Haus der Schwestern besuchte, konnte sich der Thränen nicht erwehren. Auch die Missionäre von Hangtschu, wo eine Anstalt mit 80 Waisenkindern war, und von Tschu-san, wo eine solche mit 200 Kindern bestand, mußten sich nach Kangpo flüchten. In der Concession sind sie gleichwohl keineswegs sicher; zwar hat die Regierung in Peking Befehle in die Provinzen gesendet, welche alle Europäer, auch die französischen Consuln und Missionäre, die sich in China aufhalten, zu verschonen gebieten. Aber die Mandarins haben an manchen Orten wenig Lust, die Fremdlinge zu beschützen, und der Zorn des Volkes wächst mit jeder Nachricht einer neuen Niederlage so, daß sie vielleicht nicht im Stande sein werden, die Missionäre zu retten, auch wenn sie es wollten. Sie fordern beßhalb dringend die Abreise der Missionäre. Bisher konnten sich diese aber nicht dazu entschließen; sie hoffen auf den Schutz Gottes, der die Vernichtung ihrer blühenden Missionen gnädig abwenden wird.

Die Lazaristen-Missionen in Petcheli, Tschekiang und Kiangsi zusammen zählten im letzten Jahre unter 80 Missionären 79 124 Katholiken. Es wurden 4036 Kinder von katholischen Eltern, 23 779 Heidenkinder und 1681 Erwachene getauft; die Zahl der Katechumenen betrug 6152. Es bestehen 24 Kirchen und 712 Kapellen. In 114 Knabenschulen wurden 2167 Knaben, in 58 Mädchenschulen 1581 Mädchen unterrichtet. 67 barmherzige Schwestern versorgten in den Spitälern im letzten Jahre 4196 Kranke, in Privathäusern 81 303 Kranke. Welch ein Unglück wäre die Vernichtung dieser blühenden Gemeinden und Missionsanstalten!

Am schrecklichsten zeigen sich die Folgen des Krieges bis jetzt in den Sübprovinzen, welche der fanatische Vicereönig von Kanton regiert. Schon neulich berichteten wir über die Verfolgung in Kuangtung. Zur Vervollständigung des Bildes diene die folgende Zusammenstellung, welche uns Mgr. Chausse zusendet:

„31. August. Kapelle und Residenz beim christlichen Kirchhofe von Kanton sind zerstört; der christliche Weller dabelst geplündert und zerstört. Die Bronze-Statue des Erzengels Michael auf dem Denkmal der bei der französisch-englischen Expedition hier gefallenen französischen Krieger umgestürzt (siehe Jahrgang 1881, S. 104).

1. September. Fortsetzung des Zerstörungswerkes. Viele Tannen werden umgehauen. Die Statue des Erzengels wird verkauft, dann eingeschmolzen. Die Kathedrale wird unter Siegel gelegt, das Waisenhaus der Schwestern weggenommen, zu Tschatao (18 Stunden von Kanton) das Missionshaus, die Kapelle und sechs andere Häuser geplündert.

2. September. Plünderung der Häuser bei der Kathedrale.

3. September. Zerstörung der Kapelle und Missionsniederlassung von Tschekiong im Bezirk Longlun. 54 Häuser wurden geplündert und eingeäschert.

4. September. Plünderung und Einnäherung von 10 Häusern zu Futakong; Zerstörung von 7 Häusern zu Tsun-tao im gleichen Bezirk.

5. September. Ein Laden zu Kiu-tao wurde geplündert; der christliche Kaufmann von den Heiden nur gegen eine Summe von 100 Taels (660 M.) freigelassen. Zu Tsao-lao wurden 200 Lasten (12 000 kg) Reis geraubt und zu Wa-tao 4 Familien geplündert.

6. September. Plünderung von 5 Kapellen zu Tschelong, Leonpin, Tschuitao, Yüntan, Nganpin, lauter Dorfschaften in der unmittelbaren Nähe von Kanton.

7. September. Überfall und Plünderung der Kapellen von Lutong und Kootam, der dazu gehörigen Missionshäuser und von 205 Christenwohnungen.

10. September. Plünderung der Kapellen von Sainam und Lokpu, von 20 Häusern in Tsingwan und 3 Häusern in Pakio.

12. September. Verwüstung der Kapelle und Missionsstation Taiwan.

14. September. Plünderung der Kapelle, des Missionshauses und 5 anderer Christenhäuser in Wonglin. Zerstörung der Kapelle von Mantischakiao. Plünderung des Waisenhauses von Kiang-fong.

15. September. Plünderung der Kapelle und zweier Häuser zu Kwaischao.

16. September. Plünderung der Kapelle zu Kamtschok und der Häuser von etwa 200 Christen ebenaselbst; der Kapelle von Tongly und der Häuser von etwa 150 Christen dabelst; endlich von 2 Kapellen zu Matsai, wodon eine halb zerstört wurde. Alle diese Orte gehören zum Bezirke Tschuntal. Sämmtliche Christen sind vertrieben; sogar ihre Felder wurden mit Beschlag belegt.

17. September. Zerstörung einer kleinen Kapelle und eines Hauses zu Leptischong. Bei Wufang wurde die größere Kirche von Yungmeihang geplündert und eingerissen, fast das ganze Dorf zerstört; 32 Familien sind ohne Hilfe und Obdach. Plünderung der Kapelle zu Longmo.

18. September. Plünderung von etwa 20 Familien von Tschotschu (genaue Nachrichten mangeln); Zerstörung einer Schule zu Katschichu; Plünderung von 3 Kaufläden zu Kongsiong und von 3 Häusern zu Tschakpikof. Die beiden letztgenannten Orte gehören zum Bezirke Poklo.

19. September. In Puneng wurden 80 Familien geplündert, in Kaly das Missionshaus, in Wongtong das Waisenhaus; in Tschongtschi die Kapelle und 5 Häuser eingerissen; endlich wurde das Dorf Longwo im Distrikte Kotsao geplündert.

20. September. Vollständige Plünderung und theilweise Zerstörung der Kapelle von Kaitpong; am gleichen Orte wurden 5 Familien, 3 andere in Tschotschu rein ausgeplündert. Ebenso wurden Kapelle und Dorf Tschatschan geplündert.

21. September. 4 Häuser zu Tschaktschak, Kirche und Missionshaus zu Wanphang sind zerstört, ein Haus zu Litong wurde eingeäschert und 3 zu Longmi im Bezirke Poklo geplündert. Im Mandarinate Hopyün wurden 1 Kapelle, 1 Missionshaus und 41 Christenhäuser geplündert, in demjenigen von Longmu 1 Haus zerstört, 14 geplündert; in dem von Kaitpong wurden die Kapelle von Singi zerstört, 2 Kaufläden und 2 Wohnungen ausgeraubt.

22. September. Zerstörung der Kapelle und des Missionshauses von Longtang und Plünderung von etwa 15 Häusern (genaue Nachrichten mangeln).

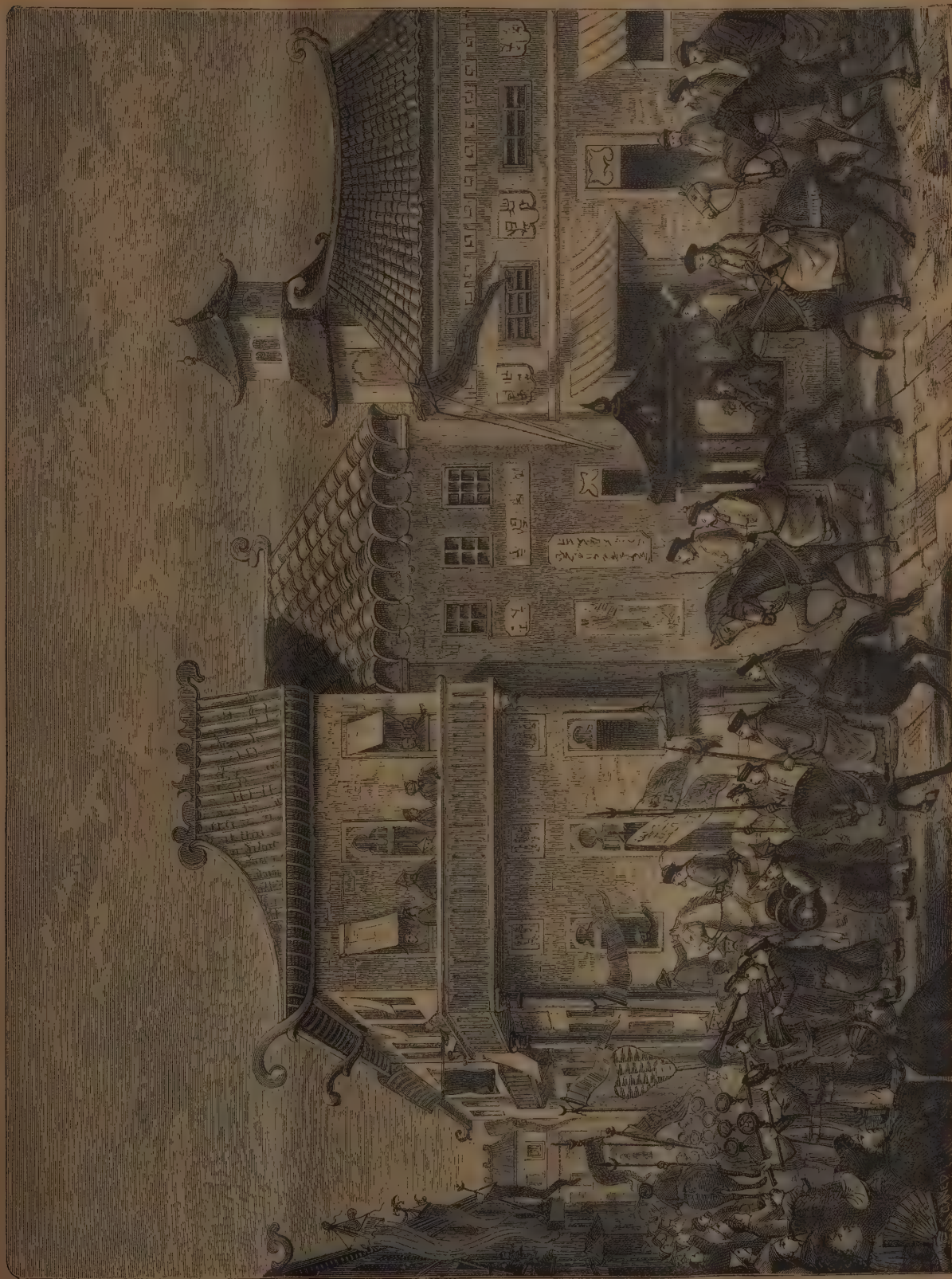
23. September. In dem Mandarinate Kaitpong wurden die Kapelle und 20 Häuser von Maleatong geplündert, die Christen verjagt, ihre Felder und Ernten weggenommen. Im gleichen Bezirke wurden die Kapelle zu Tongtpi eingerissen und 10 Familien beraubt. Im Bezirke Saolong sind die Dörfer Wognaitong und Wongtong, im Bezirke Kotsao die Dörfer Pofoatong und Tschaoapao, im Bezirke Ramhiong die Kapelle von Kiangfong ausgeplündert.

24. September. Plünderung von 3 Häusern in Tschakufang (Bezirk Kaitpong) und vieler Familien im Bezirk Kotsao.

27. September. Zerstörung der Kapelle, des Missionshauses und von 85 Wohnungen zu Lautse im Bezirk Kotsong.

28. September. Zerstörung der Kapelle und des Missionshauses zu Tschinnin und Verraubung von etwa 100 Familien.

29. September. Ausplünderung von 3 Kapellen und vieler Christen im Bezirk Tschamtschun.



Eingang Mgr. Hamers in Kanton. (Nach der Skizze eines Missionärs.)

Welch ein Tagebuch eines einzigen Monats! Und doch muß Mgr. Chauffe die Bemerkung beifügen, daß diese ergreifende Aufzählung keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen könne. „Man hat über 300 Büffel, zahlreiche Ochsenherden gestohlen. Frauen wurden entehrt, Kinder geraubt. Es ist unmöglich, Alles zu erzählen, und noch immer ist kein Ende der Verfolgung abzusehen“, so schließt der hochwürdigste Herr am 27. October 1884 diesen erschütternden Bericht.

Wir fügen aus dem Briefe eines Missionärs an Mgr. Chauffe noch einige Einzelheiten aus dieser Verfolgung bei. P. Barrois schreibt:

„Ew. bischöf!. Gnaden verlangen einen genauen Bericht über die Ereignisse meines Bezirkes. Es fehlen mir noch zumeist die genauen Angaben; doch sind jedenfalls mehr als 30 Dörfer geplündert worden. Die nähern Umstände habe ich noch nicht genügend erfahren. Von zwei Waisenkindern erfuhr ich den folgenden Zug: man band sie und peitschte sie an zwei Tagen; sie wären dem Tode nicht entronnen, wenn nicht ein alter Heide dem Henker verboten hätte, zwei so junge Kinder zu morden. — In einem meiner Dörfer lebt eine ziemlich reiche und vormalis hochgeachtete Katechumenenfamilie; aber seit ihrer Bekehrung verwandelte sich die Achtung der Heiden in Haß, und sobald die Verfolgung losbrach, bemächtigten sie sich des 17jährigen Sohnes und führten ihn 4 Stunden weit gefangen fort. Nach drei Tagen erlegte die Familie das geforderte Lösegeld von 600 Piaster. Aber die Heiden wollten mehr erpressen und forderten 1000 Piaster dazu, unter Androhung, das Haus in Brand zu stecken. Man konnte diese Summe nicht sofort bezahlen und so wurde das Haus rein ausgeplündert. So ist diese vormalis reiche Familie an den Bettelstab gebracht. Ach, sie sind leider nicht die einzigen! unsere armen Christen alle sind Bettler geworden.“

Noch bemerkenswerther ist der folgende Vorfall. Im Dorfe Siao-Sui-Kiang, im Mandarinat Hoya, lebte eine ausgezeichnete Katechumenen-Familie, Vater, Mutter und ein Knabe von 16 Jahren. Alle hatten sich auf das Fest Mariä Himmelfahrt um die Taufe gebeten; aber ich hatte dieselbe auf Weihnachten verschoben, um sie besser vorzubereiten. Da umringen die Heiden plötzlich am 17. September ohne jede Veranlassung seitens dieser Leute das Haus, erschrecken die Thüre, ergreifen Vater und Sohn, binden sie, hängen sie an den Armen auf und schlagen sie lange Zeit mit allen möglichen Instrumenten. Am Tage darauf lehrten sie abermals zu unserm Katechumenen zurück und verlangten, er solle sofort seiner Religion entsagen oder sich auf die schlimmsten Martern gefaßt machen. Auf seine entschiedene Weigerung, vom Glauben abzufallen, ergriffen sie ihn wieder (er hatte seinen Sohn während der Nacht in ein entferntes Christendorf geschickt), hängten ihn auf's Neue auf und peitschten ihn unbarmherzig. Nachdem die Marter eine Stunde gedauert hatte, banden sie ihn los und zogen sich zurück. Man sollte meinen, es wäre nun genug der Grausamkeit; aber nein, am dritten Tage kamen sie nochmals und besaßen dem Katechumenen, den Glauben zu verläugnen oder sich auf den Tod vorzubereiten. Der halbblinde Geschlagene erklärte mit aller Entschiedenheit, niemals werde er die Götzen anbeten und müßte er auch sterben. Da stürzten sich die Wüthenden voll Grimm auf ihn, banden ihn, wie an den vorhergegangenen Tagen, und begannen die Marter. Die Einen schlugen ihn mit Bambusstäben, Andere stachen ihn mit eisernen Werkzeugen, noch Andere steinigten ihn mit Ziegelstücken und Back-

steinen, bis er die Besinnung verlor. Jetzt schnitten die Mörder seine Bande durch, ließen ihn für todt auf dem Boden liegen und flohen, erschrocken ob ihrer Frevelthat. Nach einigen Stunden gab der arme Sterbende — sollte man nicht sagen dürfen: der Martyrer? — Lebenszeichen, kam aber nicht mehr dazu, ein verständliches Wort auszusprechen, und gab 6 Stunden nach der Marter seine Seele in Gottes Hand. Gewiß, Gott wird sie in Gnaden aufgenommen haben, und das Blut, das er für seinen Glauben vergossen hat, wird die Wassertaufe ersetzen.“

Niederländisch-Indien.

Die Insel **Bangka** liegt im Indischen Archipel, an der Südküste von Sumatra, von dem sie durch die Bangka-Straße geschieden ist. Auf einem Flächenraum von 12 681 qkm zählt sie gegen 70 000 Einwohner. Der Hauptertrag der Insel ist ein sehr feines Zinn, welches größtentheils durch eingewanderte chinesische Arbeiter gewonnen wird. Unter diesen wirken zwei oder drei Missionäre, von deren Thätigkeit der nachstehende Auszug aus einem vom 1. November 1882 datirten Schreiben des hochw. Herrn Rotterdam, welches uns erst jetzt mitgetheilt wird, ein anschauliches Bild entwirft.

„Hiermit erlaube ich mir, Ew. Hochwürden freundlich zur Theilnahme an einer Reise auf unserer Insel einzuladen; nicht etwa, als ob Bangka an hervorragenden Naturschönheiten reich wäre — diese sind hier selten —, sondern weil es gilt, unsern braven Christen, die über die ganze Insel zerstreut da und dort zusammenwohnen, einen Besuch abzustatten. Zuerst will ich jedoch einige Bemerkungen über unsere kleine Gemeinde vorausschicken. Die Bevölkerung von Bangka besteht, wie Ihnen bekannt ist, größtentheils aus Chinesen, welche auf Kosten ihrer besten Kräfte für die niederländische Regierung in den Zinngruben arbeiten. Unter ihnen zählen wir gegen 400, fast sämmtlich aus dem Heidenthum bekehrte Katholiken. Es ist freilich eine kleine Heerde; aber was ihr an Zahl abgeht, ersetzt sie durch ihren Eifer. Auf der Westküste von Borneo und Billiton leben noch etwa 300 chinesische Christen, die ebenfalls der Obforge der Missionäre von Soengeislan anvertraut sind.“

Die Gemeinde Soengeislan wurde im Jahre 1844 gegründet. Nächst Gott verbankt sie ihr Entstehen einem armen, chinesischen Arzte, der bereits in China Christ geworden war. Seine innige Liebe zum göttlichen Heilande ließ ihn nicht ruhen, bis er einige seiner Landsleute bekehrt hatte. Diese versammelte er nun in seiner Wohnung, die er zu einem Bethaus hatte herrichten lassen, unterrichtete sie in der christlichen Religion, betete gemeinschaftlich mit ihnen und ermahnte sie zum Eifer im Dienste Gottes. Als die Gemeinde zahlreicher wurde, bat der brave Mann den hochw. Herrn Bischof von Batavia, einen Priester nach Soengeislan zu schicken. Sein billiges Gesuch wurde erfüllt. Ein eifriger Missionär kam nach Bangka, bekehrte mit Gottes Hilfe manche Chinesen und baute drei Gotteshäuser. Dem edlen Gründer der Station war es noch vergönnt, die Kirche, das Ziel seiner feurigsten Wünsche, vollendet zu sehen, und zwar an derselben Stelle, an welcher er lange zuvor, mit Art und Schaufel bewaffnet, das wirre Gestrüpp ausgehauen und den Boden geebnet hatte. Auf die wiederholte Vorstellung der Christen, seine mühevollen Arbeit werde unnütz sein, hatte der ehrwürdige Greis stets mit Ruhe geantwortet: „Ich ihue dieses zur Ehre Gottes; mit der Zeit wird hier ein Heiligthum gebaut werden, und die Christen

werden sich darin versammeln, um zu beten und den Herrn des Himmels zu loben.' — Soviel über den Ursprung unserer Gemeinde; jetzt wollen wir unsere Reise antreten.

Der Tandü (Tragstuhl) steht bereit; acht Träger erwarten schon mit Ungeduld den Augenblick des Ausbruchs. Meßgewand, Kelch und was sonst zur Darbringung des heiligen Opfers erforderlich ist, Alles ist in ein Koffer gepackt; auch Bilder, welche die Hauptgeheimnisse unserer heiligen Religion darstellen, müssen wir mitnehmen. Wohlgemuth setzen sich die Träger in Bewegung. In seinem Tandü sitzt der Reisende ziemlich bequem; man ist darin gegen Sonnenschein und Regen hinreichend geschützt und kann süglich lesen und Brevier beten. Die Gegend, durch welche der Weg uns führt, ist im Allgemeinen einförmig; rechts und links zieht sich dichtes Gebüsch hin, das hier und da von Reisfeldern unterbrochen ist. Die Art und Weise, wie die Eingeborenen so ein Reisfeld anlegen, ist äußerst einfach. In der trockenen Jahreszeit wird nämlich ein Theil des Gebüsches umgehauen und angezündet; die Baumstümpfe läßt man ruhig stehen, die dickeren Äste, welche nicht verbrennen, bleiben einfach liegen, an den freien Stellen wird dann der Reis gesät, und Sonne und Regen müssen das Weitere besorgen. An den Hauptwegen befinden sich die Kampongs oder Dörfer der Eingeborenen. Auf große Schönheit machen sie keinen Anspruch. Die meist aus Baumrinde hergerichteten Wohnungen sind auf Pfählen gebaut und mit Blättern gedeckt. Die Bewohner sind sehr unreinlich, schwächlich und unglaublich träge. Sie fühlen sich paradiesisch wohl, wenn sie vollauf trockenen Reis und Siro haben und der Zukunft ohne Sorge entgegensehen. Dann kann man sicher sein, daß die Männer den ganzen lieben langen Tag, wenn sie nicht schlafen oder Frohndienste thun, in ihrer Hütte vor einer in der Wand angebrachten Öffnung sitzen oder liegen und in's Freie hinausschauen. Ist man in der Nähe eines solchen Dorfes angelangt, so erheben die Träger ein lautes, dem Hundegebell ähnliches Geschrei, zum Zeichen, daß ein Tandü im Anzuge ist. Sofort wird das Ereigniß im Dorfe durch wiederholtes starkes Aufschlagen auf den Tong-tong, einen ausgehöhlten Baumstamm, zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Nun schleichen die Schlafmützen aus ihren Hütten heran und versammeln sich im Balie-balie, dem Gemeindehaus, um bei der Ankunft des Tandüs zur Hand zu sein; die früheren Träger erhalten ihren Lohn, 15 Pfennige für die Stunde, und dann wird die Reise mit frischen Kräften fortgesetzt.

Endlich sind wir bei der Zinngrube, der unser heutiger Besuch gelten sollte, glücklich angelangt. In einem Augenblick ist unser Tandü von einer Menge chinesischer Kinder von zehn Jahren und darunter umringt; denn hier und da bringt der Missionär für diese kleine Geschenke mit, und in dieser Beziehung haben die Chinesen, groß und klein, ein sehr treues Gedächtniß. Nun kommen auch die Christen aus ihren Wohnungen, um uns mit dem bei ihnen üblichen Gruße: 'Gott beschütze Euch, Gott sei Dank', willkommen zu heißen. Der freundlichen Einladung folgend, treten wir in das Haus eines derselben. Der chinesischen Sitte gemäß knien wir zuerst vor dem kleinen Hausaltar nieder, um ein kurzes Gebet zu sprechen, dann wird eine Tasse Thee genommen, und darauf werden die Bilder an der Wand aufgehängt. Ihnen müssen wir einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie sind in China verfertigt. Ihre Länge beträgt $\frac{1}{2}$ m, ihre Höhe $\frac{3}{4}$ m. Damit sie bequem zusammengerollt und auf die Reise mit-

genommen werden können, sind sie auf Leinwand geklebt. Die Zeichnung ist recht schön, die Farben zeichnen sich aus durch Frische, die holländischen Bilder kommen ihnen nicht gleich. Auch die Darstellung ist lebendig und faßlich. Da ist z. B. der Tod eines Gottlosen gezeichnet: ein Chineser liegt auf dem Sterbebette; auf einem kleinen Tische neben ihm erblickt man eine Opiumpfeife, Würfelsteine, Kartenspiel u. s. w., der Kranke muß noch vor ganz kurzer Zeit Opium geraucht haben, denn die Lampe, deren er sich dabei bediente, steht noch brennend auf dem Tische. Der Teufel, mit wahrhaft schreckenerregendem Aussehen, hält eine schwere, um den Hals des unglücklichen Chinesen geschlungene Kette fest und schleppt ihn vor Gottes Richterstuhl, um ihn bald nachher in das Feuer der Hölle zu stürzen. Der Schutzengel wirft einen wehmüthigen Blick nach oben, und ein paar kleine Kinder suchen voll Angst und Schrecken Schutz bei der entsetzten Mutter. Das alles ist jedoch viel lebendiger gezeichnet, als ich es beschreiben kann. — Die Bilder sind nun rings um den Altar aufgehängt. Das Bild des göttlichen Heilandes prangt in der Mitte; rechts von ihm sieht man das irdische Paradies, den Tod des Gerechten und den Himmel, links das allgemeine Gericht, den Tod des Gottlosen und die Hölle. Das Haus ist bald mit Neugierigen angefüllt, denn an Wälbren haben die Chinesen große Freude, und ihrer bedienen sich die Missionäre denn auch, um die Heiden anzuziehen. Jetzt müssen dieselben erklärt werden, und das ist nicht immer so leicht; denn über Alles wollen die Leute Auskunft haben. 'Was für ein musikalisches Instrument hat jener geflügelte Mann da in der Hand?' ruft der Eine. — 'Ei,' wirft der Andere ein, 'wie schöne Früchte! Die habe ich in China noch nie gesehen, wie heißen die?' Ein Dritter will die Namen der verschiedenen Vögel, die im Paradies vorkommen, wissen u. s. w. Trifft nun die Gnade das Herz eines Heiden, so kniet er vor dem Missionär nieder und fragt, ob er unter die Zahl der Christen aufgenommen werden könne. Dieser zeichnet seinen Namen auf und ermahnt ihn, eifrig den Katechismus und die Gebete zu lernen, um später nach ernstlicher Prüfung getauft zu werden. Gegen 8 Uhr beginnt das Abendgebet. Die Christen breiten die Matten aus und stellen die Bänke in Ordnung, während die Heiden die Wohnung verlassen. Größtentheils bleiben diese jedoch vor der Thüre stehen, um zuzusehen. Das gemeinschaftliche Abendgebet dauert eine kleine Stunde; während desselben wird in einem andern Zimmer Beicht gehört. Unter den Beichtkindern trifft man Leute, die schon seit vielen Jahren Christen sind und die Taufanschuld treu bewahrt haben. Fragt man sie über das Eine oder das Andere, so erhält man wohl zur Antwort: 'Aber wie sollte ich es wagen dürfen, Gott so zu beleidigen? Ich bin ja Christ geworden, um Gott zu dienen und meine Seele zu retten; nein, seit meiner Taufe habe ich so etwas nicht gethan.' Schöne Worte in dem Munde jener einfachen Leute! Nach dem Abendgebet bleiben die Christen noch eine Zeitlang bei einander, um sich bei einer Pfeife und einer Tasse Thee freundlich zu unterhalten. Letztere haben sie vor Allem wohl nöthig. Ist die Pfeife geraucht, so sucht Jeder seine Ruhestätte auf. Gegen 5 Uhr Morgens wird für die Grubenarbeiter das Zeichen zum Aufstehen gegeben. Die Christen versammeln sich zum Morgengebet; der Missionär richtet eine kurze Ansprache an sie und beginnt dann die heilige Messe, der die Christen laut betend beizuwohnen. Nach dem heiligen Opfer werden dann die heiligen Gewänder wieder ein-

gepackt, die Bilder aufgerollt, und nun geht's weiter, um anderswo den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen.

Bringt derselbe überall reiche Früchte hervor? Im Allgemeinen muß man mit Dank gegen Gott sagen, daß mit gutem Erfolge unter den Chinesen gearbeitet wird. Der Feind ist freilich auch hier nicht müßig, und leider gelingt es ihm nicht selten, großes Unheil anzurichten. Vor einiger Zeit kam ich z. B. an einen Ort, der nur zweimal im Jahre von einem Missionär besucht wird. Was vernahm ich da? Ein bekehrter Chinese hatte sich mit den andern Christen überworfene und sich seit langer Zeit nicht mehr an dem gemeinschaftlichen Gebete theilhaftig; schließlich war er so tief gefallen, daß er mit den Heiden wieder den Teufel verehrte. Meinen Schrecken bei dieser Nachricht können Sie sich denken. Ich entschloß mich, den Unglücklichen in seiner Wohnung zu besuchen. Die ganze Wand war mit Götzenbildern und abergläubischen Sprüchen überklebt. Ich forderte den Eigenthümer auf, das Alles herunterzureißen. Als er zauderte, begann ich selbst mit Hilfe eines Christen, der mich begleitete, das Werk Satans zu vernichten; rechts und links wurde alles, was wir erreichen konnten, von der Wand weggerissen, und ein Herz-Jesu-Bild, das ich gerade bei mir hatte, aufgelegt. Möge das liebevolle Herz des Erlösers sich des armen Sünders erbarmen und ihm bessere Gesinnungen einflößen. Ist es zu verwundern, daß solche Argernisse vorkommen? Im Heidenthum geboren und aufgewachsen, bis zu ihrer Belehrung mit heidnischen Begriffen genährt, leben die Neophyten auch nach

der Annahme unserer heiligen Religion inmitten einer heidnischen Umgebung und sind überdies vielfach dem noch traurigeren Einfluß des bösen Beispiels der Europäer ausgesetzt. Unter diesen Umständen können wir dem lieben Gott nicht genug dafür danken, daß die christlichen Chinesen von Bangla im Dienste des einzigen wahren Gottes so standhaft sind. Die Chinesen haben eine gewisse Festigkeit, die man bei den Eingeborenen, den Malaien, vergebens sucht; manche sind freilich Sklaven einer niedrigen Gelbgier; aber auf die Chinesen von Bangla findet, Gott sei Dank, das Wort der heiligen Schrift: „Den Armen wird das Evangelium verkündet“, keine volle Anwendung. Fast Alle müssen im Schweiße des Angesichtes ihr tägliches Brod verdienen. Sind die Chinesen einmal zum Christenthum bekehrt, so zeichnen sie sich durch wahren Eifer und Frömmigkeit aus.“

Vorderindien.

Apostol. Vikariat Bombay. Dem jüngsten Mitgliebe der Deutschen von Bombay, dessen Tod die letzte Nummer be-

richtete, folgte bald sein ältester Mitbruder, der Senior der Mission, in die Ewigkeit. P. Joseph Brunner S. J. starb im Colleg vom hl. Franz Xaver am 13. November 1884 in seinem 80. Lebensjahre. Der „Bombay Catholic Examiner“ weist dem hochverehrten Missionäre einen warmen Nachruf, dem wir die folgenden Zeilen entnehmen:

„Der Tod des P. Brunner, der unter den Missionären von Bombay einen Ehrenplatz einnahm, ist ein trauriges, aber nicht unerwartetes Ereigniß; denn P. Brunner war voll an Jahren und hatte sich schon längst vorbereitet, das Leben abzuschließen, in welchem er so eifrig für die Sache unserer heiligen Religion gearbeitet hatte. Der Verewigte erblickte am 29. Juni 1805 im Canton Solothurn in der Schweiz das Licht der Welt; daß er ein so hohes Alter erreichte, ist zu verwundern, da er in jungen Jahren kränklich, ja nach dem Urtheile der Ärzte schwindsüchtig war. Mehr als ein halbes Jahrhundert verlebte er im Ordensstande, indem er am 8. October 1830 in die Gesellschaft Jesu eintrat. Über seine Thätigkeit in der Schweiz haben wir leider keine nähere Kenntniß. Als er im Jahre 1847 mit allen seinen Ordensgenossen aus der theuern Heimath verbannt wurde, reiste er nach Nordamerika und arbeitete

dieselbst fast zehn Jahre in der Seelsorge. Er wußte manche Anekdoten aus dieser Zeit seines Lebens zu erzählen, da er des Tages oft 50, 60 engl. Meilen reiten mußte, um die weithin zerstreuten Glieder seiner Gemeinde aufzusuchen. Im Jahre 1857 schickten ihn die Obern nach Indien in die Mission von Bombay, und er begann dieselbst seine Thätigkeit als Lehrer an der Marienschule zu Mazagon, wirkte dann als Professor der Physik und Mathematik im Seminar zu Bandora, von 1862–66 als Oberer des Marienhauses zu



Chinesische Schulkinder.

Byculla, dann als Militärkaplan zu Schandalla und Pfarrer zu Surat. Im Jahre 1870 kam er in das große Franz-Xaver-Colleg zu Bombay und brachte dieselbst in eifriger Arbeit die letzten 14 Jahre seines Lebens zu. Als Oberer mußte er in hohem Grade die Liebe und Achtung seiner Untergebenen zu gewinnen, wie er sich überhaupt durch einen milden und freundlichen Charakter auszeichnete. Im Colleg widmete er sich ganz besonders den katholischen Tagelöhnern und wurde gewissermaßen ihr eigentlicher Seelenhirt. Auf diese Weise wirkte er viel Gutes; er bewog sehr viele zu einem häufigern Empfang der heiligen Sacramente und leitete sie durch Wort und Beispiel zu wahrer Frömmigkeit an. Was er im Beichtstuhl arbeitete und bei den zunehmenden Leiden des Alters auszuüben hatte, wußte Gott allein; Stunden und Stunden saß er in denselben, während immer neue Schaaren ihn umdrängten. Ebenso unermüdet war er im Krankenbesuche, in den Spitälern wie in den Privathäusern, wo er leibliches und geistliches Elend mit gleicher Liebe zu lindern trachtete. Endlich weihete er sich mit heiligem Eifer der Jugend, indem er die Knaben zur ersten heiligen Beichte und Communion vorbereitete. So mußte er sich bis in sein höchstes Alter der Mission nützlich zu

machen, und selbst als ihn Krankheit und Alterschwäche im letzten Jahre an sein Zimmer fesselten, hörte er in demselben noch Beichte. Wie sein Leben war auch sein Tod heilig und überaus erbaulich. Wohl wissend, daß sein Stündchen nicht fern sein könne, bereitete er sich mit voller Ergebung, ja mit heiliger Sehnsucht darauf vor. Im letzten Jahre hatte er viel zu leiden, und oftmals meinte man, das Ende sei gekommen; er starb am Feste des hl. Stanislaus Koska, den er immer in ganz besonderer Weise verehrt hatte. Bei seinem Leichenbegängnisse, welchem der hochw. Bischof beiwohnte, zeigte sich, in wie hohem Grade sich der Verstorbene die allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. Sein Andenken wird ein gesegnetes und seine Krone gewiß eine herrliche sein.“ R. I. P.

Äquatorial-Afrika.

Apostolisches Vikariat Tanganjika und Ober-Kongo.

Die Missionäre, welche sich in Udschibtschi, am Ostufer, und zu Mulonewa, am Westufer des ungeheuern Tanganjikasees niedergelassen haben, beabsichtigten schon lange von letzterer Station aus nach Manyema (oder Manjuema) vorzubringen. Bekanntlich hat Stanley dort zu Nyangue seine berühmte Flußfahrt auf dem Kongo angetreten, der daselbst den Namen Qualaba führt. Der folgende Brief P. Guillet's aus Udschibtschi den 8. Mai 1884 berichtet über die Unterhandlungen, die er in Betreff dieses Planes einer Niederlassung in Manyema mit Tipo-Tipo, dem Häuptlinge jenes Landes, führte:

„Wir hatten dieser Tage Gelegenheit,“ schreibt der Missionär, den berühmten Tipo-Tipo zu besuchen, der, wie Sie wissen, Herr und Gebieter in ganz Manyema ist. Ich sprach mit ihm über unsere Absicht, nächstens in jenem Gebiet des Ober-Kongo eine Niederlassung zu gründen, und fragte ihn, ob wir auf seine Unterstützung und seinen Schutz rechnen dürften. Hören Sie hier den Hauptinhalt seiner Antwort.

„Ihr könnt kommen,“ sagte er uns, „wann ihr wollt; ich weiß, wer ihr seid und was ihr sucht in der Ehrlichkeit eures Herzens; denn ich war in Sanftbar, als der dortige Sultan von eurem höchsten Obern zum Zeichen der Freundschaft mit einem sehr schönen Geschenk beehrt wurde. (Er meinte die Mosaikarbeit, welche der Heilige Vater an Said-Bargasch gesandt hatte.) Ihr könnt mich also als euren Freund betrachten, ich will euch aus all meinen Kräften unterstützen. Mögt ihr nun auf das Westufer [des Kongo] ziehen oder im Binnenland bleiben wollen, immer werde ich zu eurer Verfügung stehen. Indes rathe ich euch nicht, unter den Wanguama euch niederzulassen, etwa in Kua-Kafongo oder in Nyangue; denn die

Araber nehmen eure Religion nicht gern an, weil sie ihnen zu streng scheint. Bei den Negern werdet ihr mehr Erfolg haben. Ich rathe euch also, über den Qualaba zu ziehen und eure Wohnung jenseits dieses Flusses aufzuschlagen, entweder bei Ruffuna, z. B. in Muavi oder Imbari, oder bei Kasura oder Ribengi u. s. w. In allen diesen Gegenden findet ihr eine sehr dichte Bevölkerung, ihr werdet da sogleich Tausende von Zuhörern bei euren Unterweisungen haben. Auch braucht ihr da nichts zu fürchten von den Wanguama oder den Eingebornen, denn mein Ansehen ist dort überall unbestritten. Wenn ihr zur Abreise gerüstet seid, so schreibt mir nach Kua-Kanongo. Es liegt dieser Ort eine Tagereise entfernt von Nyangue dieses Flusses und er bildet meine ständige Residenz. Ihr könnt das ganze Land, von dem ich sprach, bereisen, und zur Niederlassung den Ort auswählen, der euch am besten gefällt.“

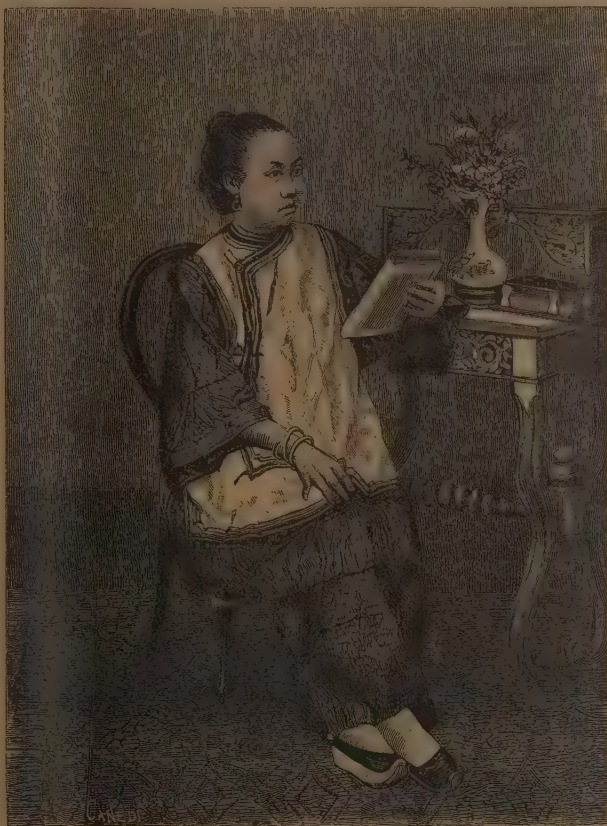
Ich dankte Tipo-Tipo für seine wohlwollenden Worte und versicherte ihn, daß ich von seiner Freundlichkeit Gebrauch machen werde, sobald meine Obern mich zur Abreise nach Manyema ermächtigen.

Wie ich Ew. Hochw. schon geschrieben habe, ist die erwähnte Reise von hier aus sehr leicht und wenig kostspielig, jedenfalls viel leichter und billiger, als die Reise von Tabora nach Udschibtschi. Mit 20 000 Francs, denke ich, können wir sie leicht zu Dreien unternehmen. Freilich werden damit die Auslagen wieder vermehrt, an deren erdrückendem Gewicht Sie ohnehin schon schwer genug zu tragen haben. Aber sollte die Liebe unserer opfermuthigen Katholiken uns im Stiche lassen bei einem so schönen, so nothwendigen, so tröstlichen Unternehmen, dem ihre Missionäre großmüthig Gesundheit und Leben opfern?

In Mueva und Ribanga, am Westufer des Tanganjika, nimmt die Missionsarbeit einen

gesegneten Fortgang. Von Zeit zu Zeit können wir beständig einige Tausen aufzeichnen, bald von Kindern, bald von Erwachsenen, und unsere Neophyten zeigen den besten Willen. Die Gnade wirkt sichtlich auf ihre Herzen und mit der Zeit wird das kleine Senfkörnlein zu einem großen Baum sich entwickeln.“

Der selbe Brief P. Guillet's berichtet von Gerüchten über die Erfolge Stanley's, welche stromaufwärts bis nach Manyema und von dort nach Udschibtschi gelangten. Seine Dampfer sollen bereits mit arabischen Eisenbahnplanken in Verbindung getreten sein und Bündnisse gegen einen Franzosen (de Brazza), der später mit großen Reichthümern kommen werde, abgeschlossen haben.



Vornehme Chinesin aus Kuangtung.

„Die Araber in Mangema scheinen wenigstens zum Theil die Eröffnung der neuen Handelsstraße des Kongo mit Freuden zu begrüßen. Sie sind bereit, ihr Elfenbein an Stanley zu verkaufen, denn so entgehen sie nicht nur den Kosten und Gefahren des Transportes, sondern auch dem Zoll in Sansibar. Said-Bargash soll in Folge dessen an Tipo-Tipo den Befehl haben ergehen lassen, alle in Ketten nach Sansibar zu schicken, die ihr Elfenbein an die Europäer verkaufen. Die Eröffnung der neuen Handelsstraße ist eben ein empfindlicher Schlag gegen den Sultan von Sansibar.

Was mich betrifft, so können die neuen Nachrichten nur den Wunsch in mir verstärken, daß sofort eine Station in Mangema entstehen möge, damit auch wir bereit seien, die Vortheile der neuen Verhältnisse zu benutzen.

P. Gaulbois hatte, um möglichst rasch hierher zu kommen, den größten Theil seines Gepäcks in Tabora zurückgelassen, aber bis heute ist dieß Gepäck noch nicht nachgesandt worden. Mohammed Ben-Rhelfan, der die Beförderung übernommen hatte, soll indeß endlich von Tabora aufgebrochen sein. Er nahm nicht die Straße durch das Gebiet von Mirambo, trotz der Drohungen des furchtbaren Häuptlings. Mirambo ist indeß bei den Drohungen nicht stehen geblieben. Er hatte starke Banden von Rugas-Rugas in's Gehölz gesandt, um der Karawane aufzulauern, sie ganz auszurauben und die Beute zu ihm nach Urambo zu bringen. Grund genug also, den Verlust der ganzen Ausrüstung für die neuen Stationen zu fürchten. Möge der hl. Joseph ein solches Unglück von uns abwenden!

In ungefähr acht Tagen denke ich einige Reisen zu machen. Ich werde zunächst den Norden besuchen, um im Einverständniß mit dem Araberhäuptling Munye-Heri endgiltig die Verhältnisse unserer Stellung in Uzizhe zu ordnen. Dann beabsichtige ich eine Reise nach dem Süden zu machen, um einen passenden Ort für die neue Station zu suchen. Ich zweifle indeß, daß wir sie noch dieses Jahr gründen können, da Capitän Joubert und Herr Visser uns verlassen haben. Schicken Sie uns also baldmöglichst neue Mitbrüder für den Süden und für Mangema.

Der Ruf des Mahdi ist auf dem Wege über Sansibar bis hierher vorgebrungen. Alle Tage fragt man uns, was wir über ihn wissen und von ihm halten. Im Herzen wünschen Alle, daß er Erfolg haben möge und sich als den großen Wiederhersteller des Islams erweise, der nach ihren Prophezeiungen in den jetzigen Zeiten erscheinen soll. Der Fanatismus wird indeß wohl kaum so hoch steigen, daß er uns Gefahr bereiten könnte.“

Nordamerika.

Deutsche Mission im Felsengebirge. Deutsche Missionäre werden künftig eine neue Mission unter den Indianern Nordamerika's zu besorgen haben. Im September 1883 nämlich wandte sich der Bischof von Omaha an P. Lehmann, den Missionsobern der deutschen Jesuiten in Nordamerika, und verlangte von ihm einige Missionäre für die Indianerstämme seines Bistums. Gern willfahrte man dem Wunsche des seeleneifrigen Obersten, und bestimmte P. Jutz aus Borarlberg für das schwierige Unternehmen. Jedoch mußte der Beginn des Missionswerkes noch bis zum Frühjahr 1884 aufgeschoben werden; denn in dem künftigen Missionsgebiete, dem gebirgigen Wyoming-Territorium, ist der Winter ungemein streng, und vor dem Beginn desselben hätte man unmöglich noch ein Unterkommen für den Missionär herstellen können. Gleich nach Ostern 1884 indeß begab sich P. Jutz zunächst nach Omaha,

wo er einige notwendige Einkäufe besorgte und sich namentlich mit Schneidewerkzeugen versah, die er persönlich zu handhaben gedachte. Nach zwei Tagen brach er dann mit dem Segen des Bischofs von dort nach dem Orte seiner Bestimmung auf. Die nächsten 710 engl. Meilen bis zur Station Rawlins konnten noch mit der Pacificbahn zurückgelegt werden, für die übrigen 150 Meilen mußte P. Jutz sich zu einer anstrengenden Reise im offenen Wagen bequemen. Durch eine vollständig öde Gegend ging es auf ungebahnten Wegen Berg auf und Berg ab, und dazu regnete oder schneite es fast beständig in den offenen Wagen hinein. Endlich nach 30stündiger ununterbrochener Fahrt erreichte P. Jutz sein nächstes Ziel, das kleine Städtchen Lander, um hier sofort eine unangenehme Enttäuschung zu erfahren. Die Regierung in Washington hatte nämlich den Indianern ein Schulhaus mit einer Wohnung für den ersten besten Missionär errichtet, der sich des Unterrichts der Indianer annehmen würde. Ob ein katholischer oder protestantischer Missionär Besitz von dem Gebäude ergreifen würde, war der Regierung gleichgültig. Sobald nun die Episkopalen von den Missionsplänen des Bischofs von Omaha Kunde erhielten, sandten sie sofort einen ihrer Minister in's Wyoming-Gebiet und dieser war in der That schon in das Schulhaus eingezogen, auf welches P. Jutz seine Hoffnung gesetzt hatte. Ebenso war dem protestantischen Minister schon die Anwartschaft auf die Gelbunterstützung zugesichert worden, welche die Regierung für die Indianerschulen zu gewähren pflegt. Was sollte der katholische Missionär jetzt thun? Sollte er in Lander muthlos und ohne einen Versuch zu wagen umkehren? Das kam ihm nicht in den Sinn. In den nächsten Tagen ritt er noch 25 Meilen bis in die Reservation und machte dem Agenten und auch dem Minister seinen Besuch. Auch besichtigte er die schon eingerichtete Schule, in welcher er 12 Knaben und einige Mädchen fand. Die weiteren Ergebnisse des Missionärs unter den ihm anvertrauten Stämmen der Shoshonis und Arapahoes wollen wir mit den Worten P. Lehmanns erzählen, aus dessen Brief unser ganzer Bericht geschöpft ist:

„Beim Häuptling der Shoshonis, Washatie mit Namen, suchte P. Jutz sich einzuführen durch die Photographie eines reichen Geschäftsmannes in Omaha, eines guten Freundes unserer Patres, welcher früher, als er die Telegraphenleitung nach St. Francisco durch Wyoming legte, die Bekanntschaft jenes Häuptlings gemacht und in guter Freundschaft mit ihm gestanden hatte. P. Jutz traf ihn nicht zu Hause, wohl aber fand er die Tochter des Beherrschers aller Shoshonis und zwar mit Holzpalteln beschäftigt. Er würde aber auch mit seiner Photographie nicht viel bei dem alten Häuptling ausgerichtet haben. Als man früher schon einmal eine Schule anzufangen suchte, hatte derselbe mit höchsteigener Hand die Schulbänke zer schlagen und von Unterricht nichts hören wollen. Für seine Regierungswelse geben etliche Thatfachen Zeugniß, die seine eigene Familie betreffen. Eines Tages kam die Frau eines seiner Söhne zu ihm und klagte, daß ihr Mann sie immer schlage. Washatie geht mit ihr und gibt seinem Sohn eine scharfe Ermahnung. Aber nach einigen Tagen kommt die arme Frau wieder mit der nämlichen Klage. Der Alte geht wieder mit ihr; dießmal aber gibt er seinem Sohn keinen Verweis mehr, sondern zieht den Revolver, schießt ihn auf der Stelle nieder und sagt zu seiner Schwiegertochter: „So, jetzt wird er dich nicht mehr schlagen.“ Ein anderes Mal gab er einigen Unterthanen den Befehl, ihre Zelte an einem andern Ort aufzuschlagen. Nach einigen Tagen aber findet er die Zelte noch an derselben Stelle. Seine Schwiegermutter hatte nämlich gesagt, Washatie sei betrunken gewesen, als er den Befehl gegeben, sie brauchten ihn nicht zu vollziehen, es sei ihm nicht Ernst gewesen. Wie das Washatie erfährt, geht er sofort in's

Zelt der Schwiegermutter und schießt sie wieder ohne Weiteres todt. Kein Indianer würde sich getrauen, ein Wort gegen eine solche Handlungsweise zu sagen. — Der andere Stamm, die Arapahoes, wohnen 25 Meilen von den Shoshonis entfernt; bei ihnen wollte P. Juh zuerst einen Versuch machen. Von dem Häuptling derselben, Black-Coal (Schwarz-Kohle), wurde er auch freundlich empfangen und bewirthet; besonders gefielen dem Missionär die Kinder seines Wirthes, die sich ganz bescheiden und zutraulich gegen ihn benahmen. Beim Abendessen zeigte er einem dieser Kinder sein Crucifix. Als der Häuptling das sah, sprach er zu den umherstehenden Männern mit großem Ernste und schien ihnen die Bedeutung des Bildes zu erklären. Er wies mit dem Finger nach oben, breitete die Hände in Kreuzesform aus und machte dann ein Zeichen an Händen und Füßen, als wollte er sagen, daß Gott für uns an's Kreuz sei genagelt worden. P. Juh verstand die Indianersprache noch nicht, welche sehr schwer zu erlernen sein soll, beschloß aber, in der Nähe des Häuptlings sein eigenes Zelt aufzuschlagen. Bald war dieß auch geschehen und am Herz-Jesu-Feste weihte er in der heiligen Messe seine Mission dem göttlichen Herzen. Für die nothwendigen Auslagen hatte schon der Bischof einen kleinen Fond gesammelt; man kann sich aber leicht vorstellen, daß der Vater zunächst noch eine harte Aufgabe hatte. Es versteht sich von selbst, daß er für seinen Aufenthalt Alles selbst zu besorgen hatte und auch sein eigener Koch sein mußte. Nur in den ersten Tagen seines Aufenthaltes im Zelte hatte er die Ehre, daß die Frau des Häuptlings selbst für ihn Caffee kochte und Brod buk. Indessen mußte ich nun doch daran denken, ihm einen Bruder zu Hilfe zu schicken. Bruder Ursus Munkst hatte sich für die neue Indianermission sofort gemeldet und ich selbst hatte ihn von Anfang an für dieselbe im Auge gehabt. Während des Schuljahres konnte er im Colleg noch nicht entbehrt werden, aber mit Anfang der Ferien reiste er sofort guten Muthes ab. Über die Reise von Rawlins bis Lander machte auch er in seinem ersten Briefe einige Bemerkungen. Die ganze Bequemlichkeit auf jener holperigen Strecke, meinte er, sei darin zu suchen, daß der Reisende, wenn er Arznei einzunehmen habe, die Flasche nicht erst zu schütteln brauche. Am Ziele seiner Reise aber erwartete ihn ein großes Leid. In Lander nämlich sollte er mit P. Juh zusammentreffen, indeß bei seiner Ankunft war von demselben nichts zu sehen. Der Bruder ging also in das leerstehende Pfarrhaus von Lander und hoffte, der Vater werde bald kommen. „Aber ach,“ schrieb er mir nachher, „was harret meiner? Soeben ist das Pferd des guten Vaters mit Sattel und Büchern, durchnäßt, aber ohne Reiter angelangt. Was bedeutete das? Er mußte durch einen Fluß mit dem Pferde; denn Brücken gibt's hier noch nicht; allem Anschein nach ist er ertrunken. Sogleich reiten einige Männer 5 Meilen weit nach der Stelle, wo er gewöhnlich über den Fluß setzte, um nach ihm zu suchen. Ich wage nicht, mit einem fremden Pferd das erste Mal zu reiten, und gehe, obgleich sehr ermüdet, zu Fuß. Man sucht mich zurückzuhalten, aber umsonst. Allein laufe ich den einsamen Feldweg hinunter; jetzt fließen einmal wieder nach vielen Jahren die Thränen und das Gebet kommt vom Herzen ohne Zerstreuungen. Aber alles Suchen ist umsonst; nur die Spuren vom Pferde findet man. Ich kehre mit betrübtem Herzen heim, doch vollständig ergeben in den Willen Gottes. Ich will den Morgen abwarten; vielleicht erhalte ich Kunde durch den Agenten, welchen man um Nachfragen bei den Indianern ersucht hat.“ Gegen

Abend ist aber P. Juh doch gekommen; es hatte nur das Pferd einen Moment, wo er abgestiegen war, benutzt, um allein heimzutrablen. Freilich mußte dann P. Juh es sich gefallen lassen, 18 Meilen weit zu Fuß zu gehen. Natürlich war jetzt nach dem kleinen Unfall und dem Schrecken für den Bruder die Umarmung bei der Begrüßung um so kräftiger und herzlicher. Nach einigen Tagen fuhrn sie zusammen nach der Reservation, mußten aber ganz in der Nähe derselben die Nacht unter freiem Himmel zubringen, da sie nicht über den vorüberfließenden Wind-River gelangen konnten.

„Wir waren aber doch,“ sagt P. Juh, „guter Dinge trotz aller Strapazen, und als wir uns auf unsere Decken niedergelegt hatten unter dem schönen, prachtvollen Sternenhimmel, da sagte mir der Bruder, dort oben zwischen den Sternen schauten gewiß die Engel mit Freuden auf uns herab.“

Zunächst galt es jetzt, Anstalten für den Bau eines Hauses zu treffen, denn auch des Winters in jener Gegend unter Zelten zu leben, geht nur für die Rothhäute an, die von Jugend auf daran gewöhnt sind. Schon Lander liegt 2000 m über dem Meere, und gegen die Reservation zu steigt der Boden noch immer mehr, bis er sich in einiger Entfernung von derselben in den Felsengebirgen bis zu mehr als 4000 m Höhe erhebt. Deshalb dauert der Winter lange und die Kälte kann nicht gering sein. Man ist jetzt mit dem Baue beschäftigt; P. Juh theilte sich persönlich wie ein Schreinergeßell daran, er versteht das Handwerk.

Mittlerweile ist nun auch P. Aschenbrenner S. J. in jene Mission gereist. Er residirt in Lander, und seine nächste Aufgabe ist die Sorge für die Katholiken des Städtchens und der Umgegend. Ihre Gesamtzahl scheint nicht groß, aber wenn einmal die geplante Eisenbahn gebaut ist, wird sie wohl bedeutend zunehmen.

Welchen Erfolg nun die Mission zu hoffen hat, ist durch menschliche Berechnung schwer zu bestimmen. Die Arapahoes sind nicht zahlreich, mehr als tausend Seelen scheint ihr Stamm nicht zu zählen. Allein sie sind gegen ihren Missionär gut gestimmt und werden gern ihre Kinder ihm zum Unterricht anvertrauen. Der Häuptling hat ihn wiederholt besucht, mit Andern der heiligen Messe beigewohnt und sich sonst immer freundlich gegen ihn gezeigt. Eines Tages saß P. Juh mit 3 Arapahoes in seinem Zelte, da hörte man aus der Ferne wiederholt Flintenschüsse. Die Männer gaben ihm zu verstehen, daß viele Arapahoes im Anzuge seien, um dem Häuptling einen Ehrenbesuch zu machen. P. Juh ging daher hinaus und folgte der Reiter-schaar zum Zelte des Indianerfürsten. Er fand denselben, wie er, nur mit einer schwarzen Leibbinde und einem andern unbedeutenden Tuche bekleidet, mit gekreuzten Beinen auf einer Decke saß und mit einem seiner Unterthanen Karten spielte. Die Ankömmlinge nahen sich dem Häuptling einer nach dem andern, streichelten seine schwarzen Haare, sprachen einige Worte und küßten dann die Stirn ihres Fürsten. Auch P. Juh nahte sich, nachdem diese Ceremonien vorüber waren, und begrüßte ihn. Black-Coal bot ihm, wie gewöhnlich, freundlich die Hand und ließ ihn neben sich Platz nehmen. Durch die ganze feierliche Huldbigung war die Erlaubniß zur Abhaltung des Sonnentanzes eingeholt worden, welchem auch P. Juh am andern Tage an der Seite des Häuptlings zusah. In den Ceremonien desselben schien ihm viel Aberglauben zu sein, doch sei beim Tanze selbst nicht das geringste Unanständige zu sehen gewesen. Wenn aber nach dem Gesagten die Stimmung des

Häuptlings und seiner Leute günstig gegen den Vater zu sein scheint, so berechtigt dieß doch noch nicht zu großer Hoffnung auf ihre Bekehrung. Besonders die Vielweiberei der Arapahoes wird ihr ein Hinderniß bereiten, und die Arbeit muß deswegen mit den Kindern begonnen werden. Der Bischof empfahl uns, wir möchten sobald als möglich für den Unterricht der Mädchen einige Ordensschwestern zu gewinnen suchen, und mit Gottes Hilfe wird das auch gelingen. So wird denn zunächst ein Haus zur Aufnahme der Missionäre und einer Anzahl Knaben gebaut; im nächsten Frühjahr wird für eine Wohnung der Schwestern gesorgt werden müssen, so daß im Laufe des nächsten Jahres eine Schule eröffnet werden kann."

P. Lehman schließt seinen Brief, indem er die neue Mission insändig den Gebeten seiner Mitbrüder empfiehlt. Die gleiche Bitte

um Gebet möchten wir auch an alle unsere deutschen Leser richten. An keinem Volksstamm vielleicht hat Europa so viel gesündigt, als gerade an den Indianern, kein Volk hat daher auch mehr Recht auf unsere christliche Liebe.

Nordaustralien.

Den Mittheilungen der „Northern Territory Times“, welche wir in der letzten Nummer veröffentlichten, fügen wir heute einige Zeilen aus Briefen des P. Strele bei, die uns gütigst zur Einsicht zugesandt wurden.

„Viele von den Wilden zeigen sich im Guten sehr beständig und sind uns aufrichtig zugethan. Das zeigte sich neulich, als Dr. Eberhard bei der großen Hitze erkrankte. Die Australneger drängten sich um den Arzt, den ich rufen ließ, und befragten ihn mit so aufrichtiger und liebevoller Angst nach dem Befinden des Kranken, daß er



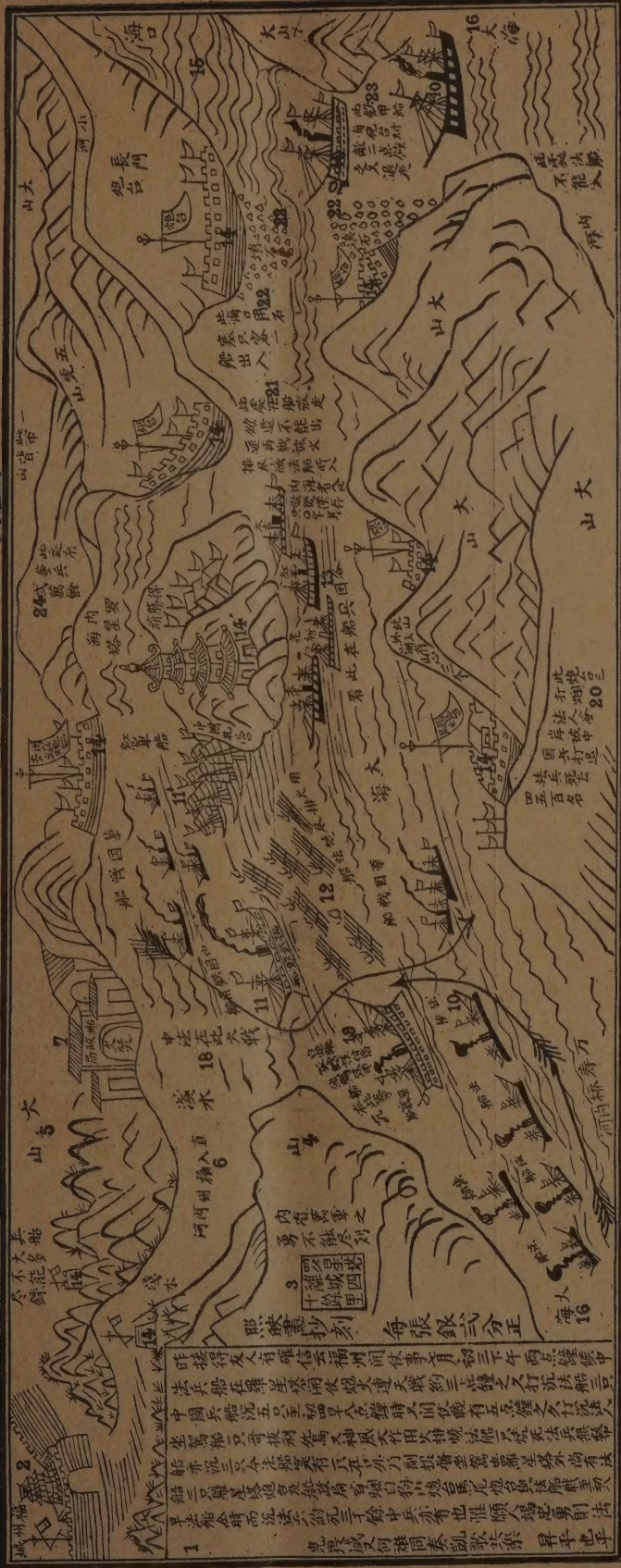
Ansicht von Utschibischi am Tanganika.

Arzt sich nicht genug verwundern konnte. „Die Neger sind Ihnen sehr anhänglich“, sagte derselbe zu uns. Ja die Neger, welche sonst bei den Weißen im Rufe der Unbarkbarkeit und Lieblosigkeit stehen, erhoben in ihrem Lager ein lautes Klagegeschrei und vergossen Thränen, wie sie es zu thun pflegen, wenn einer aus ihnen erkrankt ist. Am 24. August 1883, am Feste des hl. Bartholomäus, taufte ich 14 Kinder; es war die erste feierliche Taufe, indem wir früher nur bei Lebensgefahr das heilige Sacrament spendeten. Sie wünschen sehr, unterrichtet zu werden, und hören mit Freude und Aufmerksamkeit zu. Die größte Schwierigkeit bietet die Sprache; englisch können sie nur sehr unvollkommen; aber mit Hilfe der Bibel hoffen wir ihnen die nothwendigsten Glaubenswahrheiten beibringen zu können. Sie glauben an ein höchstes Wesen, wie auch an den Teufel, den sie sehr fürchten. Von ihrer Sprache gilt, was

Mr. Mac Nab von der Sprache der Neger in Queensland berichtet; dieselbe hat keinen Artikel, keinen Geschlechtsunterschied, keine Einzahl der Fürwörter, keinen Steigerungsgrad, keine Passivform der Zeitwörter.“

Über die Sittlichkeit der Eingebornen urtheilt P. Strele in einem andern Briefe durchaus nicht so ungünstig, wie es sonst die Europäer thun. „Freilich haben manche derselben zwei oder drei Weiber; sie erblicken in der Vielweiberei kein Unrecht; aber sie sehen bald ein, daß es tugendhafter sei, nur ein Weib zu haben. Die Pflicht der ehelichen Treue ist ihnen sehr wohl bekannt; auch bin ich der Meinung, daß sie dieselbe besser beobachteten, bevor die Weißen in's Land kamen. Da konnten sie von den Früchten und dem Wilde ihrer Heimath leben; jetzt müssen sie betteln oder bei den Weißen Arbeit suchen, und oft treibt sie das Elend zur Sünde. Wir wissen

福州地理形圖



Der Kampf von Gutischen. (Chinesisches Bild, welches am Tage nach dem Bombardement verkauft wurde.)

Überführung der chinesischen Erläuterungen auf dem Bilde.

1. Am 3. Tage des 7. Mondes (23. August) um 2 Uhr Nachmittags eröffneten die chinesische und französische Flotte das Feuer; der Donner der Kanonen stieg bis in den Himmel hinauf. Nach einem Kampfe von drei Stunden waren fünf Schiffe in den Grund geböhrt, drei französische und fünf chinesische. Am folgenden Morgen um 8 Uhr begann der Kampf wieder und dauerte fünf Stunden. Dießmal bohrten die Chinesen ein Panzerschiff das von einem Admiral befehligt wurde, und drei andere Schiffe in den Grund; dann ließen sie bei günstigem Winde ihre Brander los, verbrannten noch ein Schiff und töbten sehr viele Matrosen. Die Franzosen hatten jetzt nur mehr ihr Admiralsschiff, welches außerhalb der Durchsicht nur unter lag nebst noch drei andern Schiffen, die beim Beobachtungsturm anfernten. Der Thurm, die Docks und das Arsenal gingen in Flammen auf. Aber zwei Forts ließen den Kampf bis um 3 Uhr des folgenden Morgens

fort, zu welcher Stunde sämtliche französische Schiffe gleichzeitig in den Grund geböhrt wurden. Die Franzosen haben 3000 Mann verloren; auch ein paar Chinesen wurden getöbter. Jedermann bemahre guten Muth! Die Teufel aus Frankreich werden halb Angst vor uns haben und wir werden einander ein schönes Siegesfest feiern!

2. Die Stadt Fushou.
3. Thurm, vier Stunden von der Stadt entfernt.
4. und 5. Berge.
6. Mündung des Flüsschens von Fushou in den Min.
7. Dock und Arsenal.
8. Die französische Flotte.
9. Die chinesische Flotte, 11' Kriegsschiffen.
10. Brander (Bombusschiffe).
11. Neutrale Schiffe vor Anker.
12. Forts.
13. Beobachtungsturm (Pagodentitel).
14. Forts.

15. Mündung des Min.
16. Meer.
17. An dieser Stelle war der entscheidende Kampf zwischen beiden Flotten.
18. An dieser Stelle wurde das französische Panzerschiff mit dem Admiral in den Grund geböhrt.
19. Dieses Fort wurde bombardirt; dann wollten die Franzosen landen; sie wurden aber mit einem Verluste von 4-500 Mann zurückgetrieben.
20. Hier wollten die geschlagenen französischen Schiffe entfliehen; sie konnten aber den Steindamm nicht passiren, mußten so gezwungen zum Kampfe zurückkehren und wurden dann durch die Brander zerstört.
21. Der Steindamm.
22. Diese beiden Panzerschiffe wagten den Kampf mit den Forts; sie konnten ihnen aber nicht Stand halten und mußten nach zwei Stunden das Weite suchen.
23. Chinesisches Lager von 20 000 Soldaten.

wohl,' sagte einer, 'daß das nicht recht ist, aber was sollen wir thun? Wir hungern!'... Oft sagt man, die Eingebornen seien Diebe. Ich glaube nicht, daß das Urtheil in seiner Allgemeinheit gerecht ist. Während vieler Monate hatten wir eine große Anzahl Neger, und nicht immer dieselben, bei uns; unsere Vorräthe liegen in einem offenen Schuppen; unsere Wohnung ist nicht verschlossen und oft von Niemandem bewacht, und doch haben wir niemals auch nur das Geringste vermisst oder den Versuch eines Diebstahls bemerkt."

Die Mission in Nordaustralien berechtigt also zu schönen Hoffnungen, und wir sehen ihrer weitem Entwicklung mit Gottes Hilfe vertrauensvoll entgegen.

Oceantien.

Melanesten und Mikronesen. Wie wir letztes Jahr mittheilten, hat eine Feuersbrunst die Missionsstation auf der Insel Neu-Britannien eingeäschert. P. Navarre sah sich gezwungen, nach Australien zu gehen, um in Sidney die für eine Missionsniederlassung nothwendigen Gegenstände anzukaufen. Er genoß daselbst während mehrerer Monate die Gastfreundschaft der Maristen, indem er die Ankunft von vier neuen Missionären erwarten mußte, welche zu Ende des vorigen Jahres Ifoudun verlassen hatten. Als dieselben in Sidney angelangt waren, benützte P. Navarre das erste Segelschiff, welches nach Neu-Britannien ging, um in die Mission an der Weißen Bucht nach fast zehnmonatlicher Abwesenheit zurückzukehren. Sein folgender Brief erzählt die Reise und schildert uns die Lage der Mission:

„Nachdem wir den Pater Maristen unsern Dank bezeugt hatten, schifften wir uns am 12. März auf der ‚Katharine‘ ein. Dieselbe ist ein kleiner Zweimaster von 450 Tonnen Gehalt, der ausschließlich als Kausfahrer benützt wird und deshalb keine Passagier-Kajüte hat. Aus diesem Grunde wollte uns auch der Kapitän Anfangs durchaus nicht mitnehmen; als er aber sah, wie leicht wir zufriedenzustellen waren, willigte er schließlich ein. Der Mann machte zuerst den Eindruck eines rechten Brummbarren; später jedoch, als er uns näher kennen lernte, war er ganz freundlich; zwei Schiffsoffiziere, der Quartiermeister und einige Matrosen waren katholisch; alle waren recht zuvorkommend. Die Fahrt dauerte länger als ich dachte; bei gutem Winde kann man von Sidney aus in 14 Tagen die Weiße Bucht erreichen, in drei Wochen bei mittelmäßigem Winde, während wir in Folge von Windstille und Gegenwind bis Natup 29 volle Tage brauchten. Am Grinndonnerstage gingen wir daselbst vor Anker; ich wollte P. Gramaille brieflich von unserer Ankunft benachrichtigen; allein es regnete den ganzen Tag so heftig, daß kein Kanake den Brief hintragen wollte. So fuhren wir am folgenden Morgen früh bis Malapuna und begaben uns von dort zu Fuß nach Blavollo, wo unser Mitbruder wohnt.

Der gute P. Gramaille, den wir so ganz unvermuthet überfielen, konnte vor Freude kaum zu sich kommen. Und in der That, das Wiedersehen auf diesem weit entlegenen Eilande, welches nun das Feld unserer gemeinschaftlichen Arbeiten sein soll, hatte etwas Rührendes! Auch die Kanaken freuten sich, daß wir so zahlreich gekommen waren, und fragten eifrig nach den Namen der Pater und des Laienbruders. Wegen der Oftertage konnten wir unser Gepäc erst am darauffolgenden Dienstage erhalten, und so beschloßen wir, das Ofterfest in Blavollo zu feiern.

Es war eigentlich meine Absicht gewesen, nach Kininiquang zurückzukehren; die Lage dieses Ortes zwischen den beiden Handelsstationen von Meolo und Natup hatte etwas Verlockendes; aber nach reiflicher Erwägung beschloß ich doch, einen andern Platz zu wählen, um mit unserem dortigen feindseligen Nachbarn nicht auf's Neue in Streit zu kommen; inzwischen wird der alte Tokosulol unser dortiges Grundstück treu bewachen. Blavollo, wo P. Gramaille

wohnt und wo ich selbst nach dem letztjährigen Brande zwei Monate verweilte, bot große Vortheile. Nirgends sind die Dörfer zahlreicher und ist die Bevölkerung dichter; aber die Kanaken in dieser Gegend sind nicht so frieblich. P. Gramaille hatte mir von einem Streite geschrieben, welchen der Kanake angefangen hatte, von dem das Grundstück des Missionshauses gekauft worden war. Der Wilde beanspruchte nämlich das Recht, mit sammt seiner Familie zu jeder Zeit unser Haus zu betreten und darin nach Belieben zu verweilen. Doch dieser Zwist war jetzt beigelegt; die Festigkeit des Missionärs hatte gesiegt, und seine Plebe, mit welcher er die Kranken versorgte, ihre Wunden verband, ihnen Heilmittel austheilte oder wenigstens den Sterbenden durch die heilige Taufe den Himmel zu öffnen suchte, hatte die Zuneigung der Kanaken erobert. So war ich rasch entschlossen, Blavollo zu meinem Aufenthaltsorte zu wählen.

In den nächsten Tagen wurden unsere Häbseligkeiten ausgeladen; Hunderte von Kanaken, Männer, Weiber und Kinder, hielten uns dabei. Dann machten wir uns sofort an die Arbeit, zwei Wohnungen aufzurichten; die große Hölze erlaubte uns aber nur bei bedecktem Himmel und gegen Abend zwei oder drei Stunden zu arbeiten. Doch ist ein Haus fertig; es mißt 7 m in die Länge und 6 m in die Breite und ruht auf nicht ganz 2 m hohen starken Palmsäulen; der untere Raum wird als Vorrathskammer benützt, der obere als Wohnung; er ist recht freundlich, aber sehr heiß. Doch läßt sich jetzt, nachdem wir eine Veranda gebaut haben, darin wohnen. Unser zweistöckiges Haus steht die Kanaken in großes Staunen. Noch mehr bewundern sie einen Ziehbrunnen, den wir 160 Schritte vom Meere gegraben und in welchem wir in 3 m Tiefe Wasser gefunden haben. Alle kiesen herbei und wollten dieses Wunder sehen und starrten in das Loch hinab, um sich zu überzeugen, daß sich wirklich Wasser darin finde. Nicht weniger wunderbar kam es ihnen vor, daß wir, um Wasser zu schöpfen, nicht in das Loch hinabsteigen mußten, weil eine kleine Winde einen Eimer voll an einem Stricke in die Höhe brachte. Wie konnten sie nur hier Wasser finden? Wie wußten sie, daß da im Boden Wasser sei? so fragten sich die Wilden verblüfft, und Einer aus ihrer Schaar erzählte seinen Landsleuten: ‚Dahin hat sich der ‚Milinari‘ (Missionär) gefetzt — er zeigte die Stelle unter der Veranda —; dann hat er sich umgeschaut und gesagt: ‚Grabet dort unten, dort ist Wasser‘; und sie gruben, und das Wasser war dort. Und das Alles,‘ schloß er seinen Bericht, ‚hat der Milinari in seinem Kopfe gefunden!‘ Dabel legte der Kanake seinen Zeigefinger an die Stirne. Bei Einigen war aber das Staunen ob des Brunnens mit etwas Ärger vermischt. Sie sagten: ‚Da die Missionäre Wasser gefunden haben, gibt es für uns keinen Tabak mehr.‘ Wie Sie wissen, sind Kollabak, Pfeifen, Messer u. s. w. unser Taufsgelb, mit dem wir die Dienste der Kanaken bezahlen und Lebensmittel von ihnen kaufen. Früher haben sie uns ziemlich weit her aus den Bergen Trinkwasser geholt, das war keine angenehme Lage für uns; denn nicht selten waren sie kaum zu befriedigen. Bald war ihnen der Tag zu heiß, bald mußten sie auf den Markt oder auf ein Fest, bald hatten sie Streit mit einem andern Dorfe und wagten nicht, zur gemeinsamen Quelle zu gehen; kurz, es mangelte nicht an Vorwänden, uns Tabak abzupressen.

Worthaten und Bittsätze sind übrigens nicht gerade seltene Vorfälle. So hat noch neulich Tovivigne, der Kanake, auf dessen Grund wir uns angesiedelt haben und der unsere Einkäufe besorgt, einen jungen Menschen erwürgen lassen, welcher sich gegen ein Glied seiner Familie schlecht benahm. Die Verwandten des Ermordeten besolbeten einige Kanaken des Nachbarorfes Rataul, und diese erschlugen den Neffen Tovivigne's und schlepten seine Leiche in's Gebirge, um dieselbe zu verspeisen. Tovivigne und die Seinigen kamen vor Aufregung und Zorn außer sich zu uns und baten uns um Waffen, um diese barbarische That zu rächen. Ich antwortete, wir wünschten keinen Krieg und würden ihnen keine Flinten zu solchem Zwecke leihen. Wir beruhigten sie schließlich, und ich wollte P. Gramaille in die Berge schicken, um womöglich die barbarische Missethat

zu verhindern. Aber Alle schrien: „Es ist zu spät! Sie haben ihn schon gefressen!“

Der junge Mensch, den Lovivigne ermorden ließ, war nicht auf dem Plage tobt geblieben, sondern starb erst einige Tage nachher. Sein Vater, ein Kanakenhäuptling, rief P. Gramalle, daß er den Verwundeten heile. Als aber kein Heilmittel mehr helfen wollte, bat er den Missionär, dem Sterbenden den „Totu“, d. h. die Taufe zu geben, damit derselbe mit einem andern kürzlich verstorbenen Kanaken in den Himmel eingehen könne. Der Verwundete konnte nicht mehr sprechen, aber unterstützte durch seine Miene die Bitte seines Vaters, und so spendete ihm der Missionär die heilige Taufe.

Ich schliesse diese Zeilen in aller Eile; denn wir haben eben Gelegenheit, einen Brief nach Cooktown zu senden, und eine solche Gelegenheit bietet sich uns nicht oft.“

Aus verschiedenen Missionen.

Thracien und Macedonien. Bisher waren die apostolischen Vikare der unirten Bulgaren in Thracien und Macedonien, Msgr. Michael Petkoff und Lazarus Madanoff, von der Pforte nicht offiziell anerkannt, zum großen Nachtheile ihrer Untergebenen, welche sie so gegen die Umtriebe der Griechen nicht genügend schützen konnten. Es ist nun endlich dem Patriarchen der Armenier, Msgr. Azarian, gelungen, in Konstantinopel das erforderliche Dekret zu erhalten und dasselbe ist bereit nach Adrianopel und Salonichi ge-

sandt und in die officiellen Bücher eingetragen worden zur großen Freude der Bulgaren in Thracien und Macedonien. — Suban. Wenn es England bisher nicht gelungen ist, Gordon aus Chartum zu befreien, ja wenn nicht einmal über ihn glaubwürdige Berichte vorliegen, so ist es nicht zu verwundern, wenn wir über das Loos der vom Mahdi gefangenen Missionäre und Schweslern in El-Obeid noch immer keine befriedigende Kunde haben. Martetta, welche, wie sich unsere Leser erinnern werden, den letzten Brief aus El-Obeid nach Chartum brachte, soll mit einer bedeutenden Geldsumme in die Hände der Aufständischen gefallen sein. Msgr. Sogaro machte nun einen neuen Versuch, den Gefangenen beizuspringen, indem er den hochw. P. Dominikus Vicentini mit einem Briefe des österreichischen Geschäftsträgers und mit Gelbanerbietungen an den Mahdi schickte. Der mutige Missionär ist mit Empfehlungsschreiben an General Bolseley und den Mudir von Dongola abgereist und am 14. November bereits in Dongola eingetroffen. Möge es endlich gelingen, die Gefangenen zu befreien! — Msgr. Touvier, der apostolische Vikar von Abessinien, meldet, daß man in Keren das Tabernakel beraubte und alle heiligen Gefäße stahl. Am gleichen Tage noch wollte er den Rest seiner Habe nach Massana flüchten; aber Alles fiel unterwegs in die Hände von Räubern. — Zu allem andern Unglücke, welches die Mission von China infolge des Krieges zu erdulden hat, kommen auch noch Nachrichten von furchtbaren Wirbelsürmen aus Tscheking und Ost-Supe.

Miscellen.

Ein neuer Verein für Palästina. Das heilige Land, die ehrwürdigen Stätten, welche der Heiland durch sein Leben und bitteres Leiden geweiht hat, sind immer der Gegenstand ganz besonderer Liebe und Verehrung auch der Katholiken unseres Vaterlandes gewesen, und von jeher ist ein großer Theil der Missionsalmoosen Deutschlands den Liebeswerken Palästina's zugeflossen. Das scheint aber dem frommen Eifer Alles noch zu wenig, und so hat sich in Nachen auf Betreiben des Franziskanerpaters Sabiasus Schneider ein neuer Palästinaverein der Katholiken Deutschlands gebildet, dessen Zweck an erster Stelle nicht die Sorge für die Missionen oder die Bewahrung und Zierde der heiligen Stätten sein wird, sondern das Wohl unserer Landsleute, welche sich etwa im heiligen Lande ansiedeln wollen, und die Pflege der deutschen Pilger, welche Jerusalem alljährlich besuchen, oder, wie der Aufruf sich ausdrückt, „die Stärkung deutschen katholischen Lebens auf dem geheiligten Boden Palästina's“. Der hochverehrte Verein vom heiligen Grabe in Köln, der Sions-Verein in Bayern und der Nazareth-Verein in Augsburg hatten bisher für die Bedürfnisse Palästina's in Deutschland gesammelt; sie werden jetzt an dem Nachener Vereine einen neuen Sammelgehilfen finden. Die ehrw. Franziskaner-Patres und das herrliche österreichische Pilgerhaus, dessen Bild und Geschichte wir 1881 auf S. 11 und 12 der Zeitschrift brachten, hatten stets auch die deutschen Pilger mit der herzlichsten Gastfreundschaft bewirthet und im Krankheitsfalle liebevoll gepflegt. Wenn nun also der Palästinaverein der Katholiken Deutschlands unsern Landsleuten noch ein eigenes schönes Heim in Jerusalem gründet, so wird gewiß in ausserordentlichster Weise für die deutschen Pilger in der heiligen Stadt gesorgt sein.

Officielle Kriegsberichte verstehen auch die Chinesen abzufassen, wie das Facsimile einer Abbildung des Bombardements von Futschen beweist, welche wir nebst einer treuen Übersetzung des erklärenden Textes auf S. 45 unsern Lesern vorlegen. Diese Abbildung wurde am Tage nach der Zerstörung des Arsenal's und der chinesischen Flotte in China verkauft. Der hochw. P. Rousselle, der frühere Generalvorsteher der auswärtigen Missionen von Paris, hat ein solches Bild erworben und den Missions catholiques von Lyon überliefert. — Futschen ist eine Stadt von 600 000 Einwohnern,

der Hauptstapelplatz des Theehandels; der Verkehr wird jährlich auf über 100 Millionen Mark angegeben. Die mit Mauern umgebene Handelsstadt liegt 56 km von der Mündung des Min; 15 km unterhalb der Stadt, an der Einmündung des Flusses von Futschen und an der Stelle, wo der Min für große Schiffe nicht weiter fahrbar ist, lag das große chinesische Arsenal, und in seiner Nähe hinter der Pagodeninsel, deren Ansicht wir S. 20 gaben, hielt die chinesische Kriegsflotte. Der französische Admiral Courbet dampfte am 23. August 1884 mit seiner Flotte an den Forts der Insel Woosung vorbei, welche den Min an seiner Mündung in die beiden Arme Mingan und Kimpal trennt, ohne von den Kanonen der Chinesen bedrängt zu werden, verlegte der chinesischen Flotte den Weg und will dieselbe, darunter eine Anzahl Panzerschiffe, vernichtet und das Arsenal zerstört haben. Englische Berichte stellen freilich die Sache nicht so glänzend dar; ihnen zufolge wären nur einige kleinere Kriegsschiffe und eine Anzahl Handelsbojen in den Grund gebohrt, und auch der Schaden im Arsenal wäre nicht so bedeutend. Auf der Rückfahrt mußte dann Courbet den Kampf mit den Forts bestehen, von denen mehrere mit Casematten versehen, mit eisernen Brustwehren gepanzert und mit 14- und 21-cm-Geschützen armirt waren. Auch diese Forts will der französische Admiral zerstört, ihre Geschütze mit Schießbaumwolle gesprengt haben, was englische Nachrichten wiederum in Abrede stellen. Den Gesamtverlust der Franzosen gibt Courbet auf 10 Tödt, darunter 1 Offizier, und 41 Verwundete, darunter 5 Offiziere, an. Und nun lese man den chinesischen Bericht, der mit der größten Ruhe die ganze französische Flotte in den Grund bohrt!

Speisekarte einer chinesischen Mahlzeit. Ein Kaufmann aus Bremen beschreibt das Festessen, zu dem er neulich von einem vornehmen Chinesen eingeladen wurde. Die Tafel war mit 22 Pantse (Schüsseln) beladen, durch zehn große Laternen mit bunten Farben und durch Guitlanden von geschliffenem Glase und seidenen Quasten geziert. Den Inhalt der einzelnen Schüsseln entnehmen wir der folgenden Speisekarte: 1. Schüssel: Tauben mit Champignons und zerschnittenen Bambusprossen gefüllt — hellichs. 2. Schüssel: Schmellesett in einem Weizknet geformt und dann nach Art der Pfannkuchen gebacken — ausgezeichnet. 3. Schüssel: Taubenkeiler in Fleischbrühe, wobei das Weiße der Eier fest, aber durchsichtig war

— sehr gut. 4. Schüssel: Chinesische Schmalbenerster mit Schinken-
scheiben und Bambussprossen (einer schleimigen Substanz) — vor-
züglich. 5. Schüssel: Verschiedenes Geflügel mit Champignons und
Bambusscheiben gekocht — sehr wohlschmeckend. 6. Schüssel: Ente
mit Bambus und Kenupharfrüchten; diese Früchte gleichen in Ge-
schmack und Anblick einer Eichel ohne Kapsel — ziemlich gut.
7. Schüssel: Schweinsleder in Ricinusöl gebraten — schlecht.
8. Schüssel: Ein japanisches Gericht: Muscheln mit sinkendem
Stoßfisch und Speckswarten — abstoßend. 9. Schüssel: Seetrabben-
schwänze mit Bambusschnitt und Schinken, in Ricinusöl zubereitet
— schrecklich. 10. Schüssel: Ein bunter Stern von Geflügelstücken,
Schinken und Taube, mit durchsichtigem, geronnenem Eiweiß über-
gossen — sehr saftig. 11. Schüssel: Stücke von Seefischen und
Haifischflossen mit Bambus und Champignons — eher schlecht als
gut. 12. Schüssel: Eingeweide von Geflügel mit Morcheln — die
Morcheln ließen das Eingeweide mit verschlucken. 13. Schüssel:
Schinken mit Kohlrüben — nicht besonders. 14. Schüssel: Schinken
von Spanferkeln — im eigenen Saft gekocht — sehr delikat.
15. Schüssel: Landbildbröte mit ihren Eiern in Ricinusöl —
schmeckt schauerlich. 16. Schüssel: Schinkenplatte — gut. 17. Schüssel:
Brustfleisch von Geflügel mit saurem Kohl — nichts Delicates.
18. Schüssel: Faulige Eier. (Diese Eier werden einen Monat in
Salz und zwei Monate in feuchter Erde aufbewahrt. Das Weiße
sieht aus wie gebrannter Zucker, ist durchsichtig und erscheint etwa

wie braune Reglisse. Das Gelbe hat eine grünliche Färbung, und
der Embryo sieht dunkler aus, ist zusammengerollt und völlig er-
kennbar.) Es ist ein sonderbares Gericht, doch viel mehr schlecht als
gut. Man fragt sich, ob diese köstlichste Erfindung das Er-
gebnis eines sehr verfeinerten oder sehr verdorbenen Geschmacks ist.
Dessert. Eingemachtes von Sikou, einer rothen Frucht, die wie
Eisbeeren aussieht und nach Art der Johannisbeeren schmeckt — gut.
Eingemachte Früchte, die dunkelgrün aussahen und einen länglichen
Kern wie die Pflaumen hatten, in Brantwein — gut. Krebse oder
vielmehr Krebschwänze in Ricinusöl gekaut. Eine grüne, läng-
liche Frucht mit langem, hartem Kern; sie sah aus wie eine große
grüne Olive, doch war es keine — scharf und sauer, für einen Eu-
ropäer ungenießbar. Leichte Kuchen, im Geschmack dem Magbalenen-
kuchen und Saoporkuchen ähnlich — ausgezeichnet. Nüsse, Man-
deln und Ricinuskerne, geröstet und mit Zucker candirt — alles
gut, selbst die Ricinuskerne. Macaronis mit Sesambönnern und
dreieckige Kuchen mit Ricinussternen — so leidlich. Bonbons von
verschiedenen Sorten — nicht berühmt. Im Ofen getrocknete Nüchis.
Die frühe Nüchis ist die herrlichste Frucht Chinas; ihre runge-
lige Schale gleicht der Wassermelone; der Geschmack des weißen
Fleisches erinnert an die Gutedeltrauben — vorzüglich. Große
Pompelnausz-Orangen, deren Schalen wie Splizen ausgeschnitten
waren — gut. Kleine Mandarin-Orangen — ebenfalls gut. —
Guten Appetit!

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Marl.	Für die Mission in China:	Marl.	Für den Bau der Elisabethen-Kirche in	Marl.
Muntatthal, Schlafplatz fürs liebe Christen- lein, ex voto	80.64	Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	10.—	Gienach: Von A. B. in Spalt	20.—
Von M. von Kubini in Deutsch Völly	22.75	Für die Mission in Chile: Von kathol. Männerverein in Kaufbeuren durch d. „Stella Matutina“ in Feldkirch	20.—	Von M. A. in Eichhätt	20.—
„F. L.“	10.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Sibabrita): Von Frau Rechtsanwältin Müller in Coblenz	5.—	„Gott segne die katholischen Studenten-Ver- bände“	10.—
„A. Fr. Schwing in Sumpfen	2.—	Kaplan Hilbert in Groß-Schmütz „In honorem beatissimae Virginis Mariae sine labe originali conceptae“	5.—	Für die Kommunitanten-Anstalt in Mudolfstadt: Von M. B. in Eichhätt	20.—
„F. Haller, Kaplan in Algrund	11.43	Durch das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würz- burg	10.—	Von Ungenannt	8.30
„F. B. in Wittenberg	10.—	Von H. aus Berl	5.—	Von Bethendrum	2.—
Durch H. B.	100.—	Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	10.—	Für den kathol. Kirchenbau in Halle a. S.	25.50
Emichow	50.—	Von H. aus Berl	5.—	Von H. aus Berl	2.50
Von S. S.	16.63	Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	20.—	Für Postauf und Unterhalt von Heiden- kindern: Aus Redarjahn von H. S.	21.—
Durch Vikar H. in Jümmel	10.—	Aus Marlsau durch d. „Stella Matutina“ in Feldkirch	166.20	Aus Redarjahn von Frau R.	10.—
Von Otto Schmal in Königshefen	7.—	„Jesu, bone pastor, miserere nobis“	50.—	St. Peter	21.—
Frau Winter Mlogia in Calvarienberg	2.35	Aus Schurgast	10.—	Von J. Frant, Vikar in Capellen-Weveling- hofen	25.—
Aus Wipps bei Köln	40.—	„Nayen“	100.—	Durch die barmherzigen Brüder in Coblenz	40.—
Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	27.50	„Gott segne die katholischen Studenten-Ver- bände“	30.—	„F. Köber, Curat in Gump	184.—
Von H. aus Berl	5.—	Für die Missionen in Afrika: Durch das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würz- burg	12.—	Von Ungenannt aus B. L. S.	19.85
Aus Marlsau durch die „Stella Matutina“ in Feldkirch	16.—	„den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	5.—	H. aus Berl	5.—
„In honorem ad redimendam animam“	298.—	Für die Missionen in Nordamerika: Aus Ungenannt aus B. L. S.	80.—	Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	85.—
Aus Fuda	50.—	„Jesu, pater pauperum, miserere nobis“	50.—	Aus Fuda	5.—
Von Pfarrer Oberwaller in Unterluffingen	100.—	Für das Missionshaus in Eichhätt	32.20	Von Pfarrer Oberwaller in Unterluffingen	60.—
Von Pfarrer	100.—	Aus Fuda	5.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	50.—
Für die Missionen in China: Tongking: Von H. S. in Olpe	8.—	Für den Missionsverein: Von Coop. Kutterer in Kemnath	150.—	Für Postauf und Unterhalt von Heiden- kindern: Von J. Frant, Vikar in Ca- pellen-Wevelinghofen	25.—
Kaplan Klein in Weihen	40.—	Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	69.—	Von Ungenannt	5.—
Vertrag, von einem ungenannten Wohltäter Von H. B. „O. A. M. D. G.“	10.—	Für die Missionen in Palästina: Durch Dr. S. in F.	5.—	„Jesu, gaudium angelorum, miserere nobis“	100.—
„Jesu, refugium nostrum, miserere nobis“	50.—	Für die nördlichen Missionspriester zur Verbreitung von heiligen Messen: Aus Eberbach in Oberhessen	55.10	Aus Marlsau	100.—
Aus Marlsau	100.—	„Hochberg, durch die Franziskanische Buch- handlung in Augsburg	100.—	Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	12.—
Für die deutsche Mission in Konstanti- nopol: Von M. B. in Eichhätt	20.—	Von H. G. Käßbörger, Benef. in Werringen Aus Wipps bei Köln	89.—	Aus Schurgast	10.—
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	6.—	Von J. B. Köfner, Stadtkaplan in Kronach Von J. A. B.	4.99	Für die Missionen in Palästina: Durch Dr. S. in F.	5.—
Für die Schulen des Orients: Durch den „Pf.“ und das „Kathol. Wochen- blatt“ in Birgenheim	12.—	Von Baronin von Gager in Erlangen	5.—	Für die nördlichen Missionspriester zur Verbreitung von heiligen Messen: Aus Eberbach in Oberhessen	55.10
Aus Schurgast	10.—	G. Fabritius in Wachen	40.—	„Hochberg, durch die Franziskanische Buch- handlung in Augsburg	100.—
Aus Marlsau	100.—	Von Pfarrer Oberwaller in Unterluffingen	40.—	Von H. G. Käßbörger, Benef. in Werringen Aus Wipps bei Köln	89.—
Für die Missionen in Palästina: Durch Dr. S. in F.	5.—	Aus Fuda	5.—	Von J. B. Köfner, Stadtkaplan in Kronach Von J. A. B.	4.99
Für die nördlichen Missionspriester zur Verbreitung von heiligen Messen: Aus Eberbach in Oberhessen	55.10	Schurgast	15.—	Von Baronin von Gager in Erlangen	5.—
„Hochberg, durch die Franziskanische Buch- handlung in Augsburg	100.—	Von Pfarrer Oberwaller in Unterluffingen	40.—	G. Fabritius in Wachen	40.—
Von H. G. Käßbörger, Benef. in Werringen Aus Wipps bei Köln	89.—	Aus Marlsau	100.—	Von Pfarrer Oberwaller in Unterluffingen	40.—
Von J. B. Köfner, Stadtkaplan in Kronach Von J. A. B.	4.99	Für den Franziskus-Kabernus-Berein: Aus Schurgast	20.—	Für die nördlichen Missionspriester zur Verbreitung von heiligen Messen: Aus Eberbach in Oberhessen	55.10
Von Baronin von Gager in Erlangen	5.—	Für den Diabasis-Berein: Durch d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	2.—	Durch d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	72.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Waden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. Januar 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.